

NR. 15. OFFENBURG, 11. APRIL 1962. 3 Z 2013 C. 60 PFENNIG
Österreich 4.50 ö. S. - Schweiz -.70 sfrs. - Italien 120 Lire - Frankreich -.90 NF - Schweden 1.- skr. inkl. oms.
BUNTE
ILLUSTRIE
Mün
ILLUST
FARAH VON PERSIEN:
Der Alltag einer guten Kaiserin
Nie zuvor farbig fotografiert:
SO WERDEN WALE GEJAGT
Sensationeller 10-Seiten-Bericht

BERICHTE UNSERER KORRESPONDENTEN

Der alte Mann und die Meister

Rom — „Das ist er! Schauen Sie nur! So konnte kein anderer malen. Niemand außer Tintoretto!"

Der alte Mann streicht mit einem firnisgetränkten Lappen über die altersbraune Leinwand. Gestalten treten aus dem Dunkel hervor. Brutale Männer, kämpfende Frauen, schreiende Kinder: der bethlehemitische Kindermord.

„Ist das nicht ein Meisterwerk?" flüstert der Alte neben mir. Ich bin verblüfft. In europäischen Museen und besonders in Venedig habe ich viele Bilder und Wandmalereien des italienischen Malers Tintoretto gesehen. Das Bild vor mir zeigt unverkennbar Tintorettos Manier. Auch das Thema ist von ihm mehrmals zu Gemälden und Fresken benutzt worden. Das Bild da ist echt oder eine grandiose Fälschung.

Ein „echter" Tintoretto. Wert: mehrere hunderttausend Mark. Und hier steht er in einer vier mal fünf Meter großen Kammer, umgeben von Gerümpel, einem Messingbett, Unordnung, blinden Glühlampen und fleckigen Spiegeln. Natürlich zweifle ich. Aber ich weiß auch, daß ein Bekannter des Alten kürzlich eines der anderen Bilder mitnahm zu einem Sachverständigen. Und da stellte sich heraus: „Ganz einwandfrei ein Mantegna!" Ein Mantegna — kaum weniger wertvoll als ein Tintoretto.

Ich frage nach dem Bild. Der Alte führt mich in eine andere Ecke seiner Schlafkammer. Er lüftet einen roten Plüschvorhang. Wieder die mehr zärtliche als säubernde Geste mit dem Firnislappen. Gottvater hebt segnend die Hand.

„Das war früher viel größer. Aber Sie sehen ja, wie wenig Platz ich hier habe. Da habe ich es einfach zerschnitten. Rechts und links waren noch Engel auf dem Bild. Daraus habe ich jetzt zwei Extragemälde gemacht."

Mir stockt der Atem. Zerschnitten! Und dabei ist der Alte selbst Maler. Mit seinen 87 Jahren noch jeden Tag an der Arbeit in einem kleinen Winkel eines anderen Zimmers. Seine eigenen Bilder sind von einer überraschenden Phantasie. Nicht artistisch, nicht mit großer Technik gemalt. Aber in barocker Fülle breitet sich auf den Leinwänden und Tafeln ein phantastisches Kunterbunt aus. Griechische Sagen, christliche Themen und Szenen aus seiner Heimat Sardinien.

Seit 67 Jahren lebt und arbeitet dieser Mann in Rom. Papst Pius XII. und Papst Johannes XXIII., Präsident Eisenhower und der italienische Staatspräsident haben ihm Dank- und Anerkennungsschreiben geschickt. Und doch geht es ihm schlecht. Zu Weihnachten hat er sich nicht einmal eine Flasche Wein kaufen können. Hin und wieder verkauft er ein Bild — und der Erlös muß dann für Monate reichen. Jetzt will sich der alte Mann von den Meisterwerken trennen, die er zum größten Teil ersteigert hat, als es ihm noch gut ging — kurz nach dem ersten Weltkrieg. Seine schönsten Erwerbungen machte er, als die Einrichtung eines fürstlichen Hauses unter den Hammer kam.

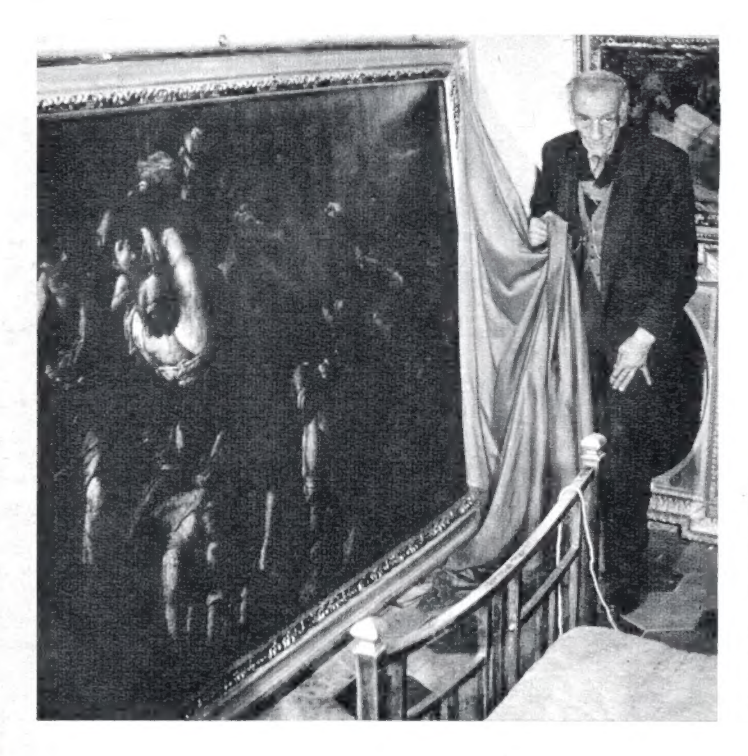
Er zeigt mir noch einen kleinen Rubens, zeigt mir Gemälde weniger bekannter italienischer Meister. Ich frage ihn, wie es angehen kann, daß sich bisher noch keine Käufer gefun-

den haben. „Gutachten kosten viel Geld", sagt er. „Ich kann sie nicht bezahlen. Und ohne Gutachten ..." Er zuckt mit den Achseln.

Für mich ist das Ganze fast wie ein Wunder. Museen und Privatsammler sind doch heute regelrecht auf Jagd nach alten Meistergemälden! Die Preise klettern täglich weiter in die Höhe. Auktionen sind zu Börsen geworden, auf denen die Kurse für angebotene Bilder rasant in ferne Höhen entgleiten — aber auch bezahlt werden.

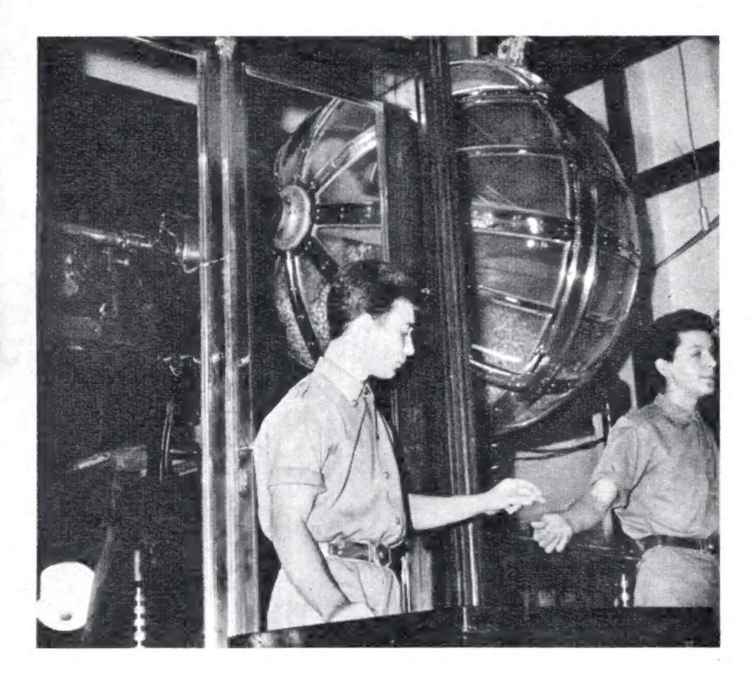
Und hier, im vierten Stock eines armseligen Hauses in der Nähe des Petersdoms, sitzt ein armer Maler mit seinen Schätzen und hungert ...

JOHANNES AALTO



Tintorettos bethlehemitischer Kindermord. Echt oder falsch — eine Frage, die ohne Gutachten nicht entschieden werden kann.

Warten im Vorhof des Glücks



Ziel der Hoffnungen und der Sehnsüchte: eine der Glückstrommeln von Buenos Aires.

Buenos Aires — Die Argentinier sind leidenschaftliche Spieler. Alljährlich werden viele Millionen Pesos auf den Roulettetischen der Spielkasinos und an den Kassen der Pferderennbahnen gelassen. Unbekannt, aber bestimmt nicht unerheblich, sind die Summen, die täglich beim Würfeln und bei erlaubten oder verbotenen Kartenspielen gewonnen und verloren werden. Dazu kommt die „Quiniela", eine Art Lotterie, die fast im ganzen Land verboten, in einer Provinz allerdings von der Regierung zugelassen und von ihr sogar ausgebeutet wird. Hier kann man mit geringen Einsätzen verhältnismäßig hohe Gewinne erzielen. Und wenn der einzelne auch nur kleine Summen riskiert, so ist die Anzahl der Spieler doch so gewaltig, daß hier ständig Millionenbeträge in Bewegung sind. Die Eintragungen in den Notizbüchern der illegalen Buchmacher, von denen immer wieder einige der Polizei in die Hände fallen, reden in dieser Beziehung eine deutliche Sprache. Dazu treten als weitere Möglichkeiten, über Nacht reich zu

Bitte umblättern



JACOBS KAFFEE *wunderbar*



Heft 15

BERICHTE UNSERER KORRESPONDENTEN

Fortsetzung von Seite 3

werden, die Nationale Wohltätigkeitslotterie und die Lotterien der einzelnen Provinzen, die für die Behörden hohe Einnahmen abwerfen. Ein Fußballtoto gibt es bisher in Argentinien noch nicht, wird aber sicher bald eingeführt werden. Der Erfolg bei einer Bevölkerung, die mit gleicher Leidenschaft am Fußball und am Glücksspiel interessiert ist, kann schon jetzt als sicher gelten.

In der Nationalen Wohlfahrtslotterie spielen alle Bevölkerungskreise. Auch brave Familienväter, die keine Karte anrühren und sich niemals an einem Glücksspiel beteiligen würden, erwerben allwöchentlich mit selbstverständlicher Regelmäßigkeit ihr Zehntel- oder Zwanzigstellos. Besonders aber zu Weihnachten, zu Neujahr und zum Dreikönigstag, wo bei den Ziehungen außerordentlich hohe Gewinne zu machen sind, ist die Nachfrage nach Losen kaum zu befriedigen. Kaum sind sie den Agenturen geliefert worden, sind sie auch schon ausverkauft. Entsprechend den hohen Gewinnen sind sie besonders teuer, aber es ist üblich, daß Freunde und Verwandte, Arbeitskollegen, Nachbarn usw. zusammenlegen und gemeinsam ein ganzes Los oder einige Zehntel erwerben. Dann fiebert man voller Hoffnung dem Tag der Ziehung entgegen, und besonders Ungeduldige lassen es sich nicht nehmen, an der Ziehung persönlich teilzunehmen.

Das Lokal, in dem die Glücksgöttin ihre Gaben austeilt, liegt in einer verhältnismäßig stillen Straße in der Nähe des Stadtzentrums. Auf einem Podium erheben sich zwei gewaltige Glaskugeln, von denen die eine die Nummern der Lose, die andere die Zettel mit der Angabe der jeweils gewonnenen Summe enthält. Sie werden von Boy Scouts bedient, die mit singender Stimme jeweils die gezogenen Nummern aufrufen und daher im Volksmund „Sängerknaben" heißen. Die gläsernen Trommeln drehen sich, die Jungen entnehmen jeder eine Nummer. Der eine ruft das gezogene Los aus, der andere den Gewinn. Ein dritter wiederholt beide Zahlen.

Die meisten Zuschauer gehen enttäuscht davon, wenn die letzten Nummern aufgerufen worden sind. Ihre Hoffnungen sind dahin. Das Leben wird weitergehen wie bisher. Vor der Tür zerreißen sie ihre Lose und schwören sich, der Lotterie kein Geld mehr zu opfern. Und bei der nächsten großen Ziehung sitzen sie dann mit ihrem Los in der Hand wieder genauso hoffnungsvoll auf ihren Plätzen und warten auf den großen Reichtum.

OSKAR KERSENBAUM

Lohn der Ehrlichkeit

Rio de Janeiro — „Schnell zum Flugplatz!" Der Mann mit der Aktenmappe und der dunklen Brille riß die Tür des Taxis auf, in dem Arnoldo Nunes Marques in der heißen Mittagssonne von Copacabana döste. Arnoldo nahm von diesem Gast nicht mehr und nicht weniger Kenntnis, als von jedem anderen, konnte die Fragen nach dem Flugplan der oder jener Gesellschaft nicht beantworten und schloß aus der Nervosität seines Kunden lediglich, daß er es eilig hatte. Also fuhr Arnoldo den Fremden über die neue Schnellbahnstraße in wenigen Minuten zum Flughafen Santos Dumont, erhielt sein Fahrgeld und sah seinen Passagier im Halbdunkel der großen Halle verschwinden. Soweit war es eine alltägliche Episode ...

Aber als Antonio den Wagen um Mitternacht einem Kollegen übergeben will und noch einmal das Wageninnere kontrolliert, fällt sein Blick auf eine braune Aktentasche, die auf dem Boden liegt. Arnoldo öffnet sie und findet acht kleine Päckchen. Er öffnet eines der Päckchen — und über seine Hände springen rot funkelnde Rubine. Er öffnet ein anderes Päckchen — es enthält goldene Ringe. Und in einem dritten findet er mattschimmernde Perlenhalsbänder. Er fühlt sich einem Ohnmachtsanfall nahe. Dann fällt ihm ein: Das kann nur dem Fahrgast gehören, der es so eilig hatte, zum Flugplatz zu kommen.

Er trommelt seinen Freund, den Präsidenten des Taxisyndikats, aus dem Schlaf und erzählt ihm die seltsame Geschichte. Gemeinsam öffnen sie die restlichen Päckchen. Die Augen gehen ihnen über, denn sie finden 650 goldene Ringe, zwei Dutzend Perlenhalsbänder, Rubine und Hunderte von einzelnen Perlen.

Natürlich sind sich die beiden darüber klar, daß sie ihren Fund abliefern müssen. Sie stellen eine genaue Liste auf und überbringen sie zusammen mit den Fundsachen in der ersten Amtsstunde des nächsten Morgens dem Direktor der Verkehrspolizei. Der verständigt sofort die Fahndungspolizei — und schon ist das Rätsel gelöst. Es handelt sich nämlich um eine ins Land geschmuggelte Sendung, die nach dem Gesetz dem Staat verfallen ist und zu gegebener Zeit zugunsten des Staates öffentlich versteigert wird.

„Sie sind ein Glückskind", sagte der Verkehrsdirektor und drückte dem ehrlichen Taxifahrer die Hand. „Nach dem Gesetz erhalten Sie die Hälfte des aus der Versteigerung erzielten Preises. Da wird wohl ein neuer Wagen für Sie herausspringen.

EDUARD KEFFEL

BILDBERICHTE

UNSER FARBBERICHT

TATSACHENBERICHT

ROMAN

KURZ — ABER WICHTIG

DER NEUE HITCHCOCK



ZUM TITELBILD:

Schah Mohammed Rheza und seine charmante Gattin, Kaiserin Farah, haben das Steuer in Persien fest in der Hand. Ihr Familienglück ist gleichzeitig die Stärke der Politik des Irans. Wir berichten darüber in diesem Heft.

Die BUNTE Jllustrierte / Münchner Jllustrierte erscheint wöchentlich bei Burda Druck und Verlag GmbH, Offenburg · Herausgeber: Dr. Franz Burda

GESCHÄFTSFÜHRENDER REDAKTEUR: Lutz Böhme. FÜR DEN INHALT VERANTWORTLICH: Karlheinz Schönherr. BILDREDAKTEUR: Waldemar Dinkat. CHEF VOM DIENST: Walter Remus. REDAKTEURE: Werner R. Gallé, Dr. Willy Grafschmidt, Dr. Kurt Gustmann, Hermann Holl, Dr. Ernst Klinnert, Karl-Heinz Nass, Oswald Scharfenberg, Helmut Sohre, Dr. Herbert Speckner, Gundolf Stahn. IMPRIMATUR: Sepp L. Tauschmann. BILDERDIENST: Horst Prange. REPORTER: Bruno Arnold, Hannes Betzler. Roland Pfaff, Alfred Strobel. BERATENDE REDAKTION: Bernd Ruland, Oscar Saile. GESTALTUNG: Karl-Heinz Hannappel, Walter Schollmayer. VERLAGSLEITUNG: Dr. Wolf-Dieter Kuner. ANZEIGENLEITUNG: Wolfgang Brudermüller. HERSTELLUNG: Hermann Schlosser/Helmut Gast. ZWEIGREDAKTIONEN: München: Georgenstr. 19, Tel. 33 37 45, Fernschreiber 05 22043. Bonn: Gerhard Krüger, Bad Godesberg, Schumannstr. 15, Tel. 6 82 09. Frankfurt/Main: Marita Benthien, Brückenstr. 13, Tel. 68 29 02. Hamburg: Georg Würtz, Hamburg 1, Alstertor 15, Tel. 32 56 06. Hannover: Hans Hill, Kanonenwall 5, Tel. 1 31 26. AUSLANDSKORRESPONDENTEN: Argentinien: Oskar Kersenbaum, Buenos Aires, Santiago del Estero 656, Tel. T. E. 37—66 19. Benelux-Staaten: René Henoumont, Brüssel, 100, rue Antoine Dansaert, Tel. 12 06 22. Brasilien: Eduard Keffel, Rio de Janeiro, AV. N.S. Copacabana 860, Apt. 1102, Tel. 36 32 13. Frankreich: Emile Perauer, Paris 8, Champs-Elysées 102, Tel. Elysées 66—79. Paul François Léonetti, 4, Av. Mirabeau, Nizza, Tel. 88 26 06. Großbritannien: Gerd Treuhaft, London, Tel. Wordsworth 74 10, 60 Preston Hill, Kenton Middlesex. Japan: Werner Crome, Tokio, Mgoru-Ku, Kamimaguro 8 - chome 292. Österreich: Inge Elkan, Wien IV, Rilkeplatz 2, Tel. 65 74 86. Skandinavien: Eduard Edlitzberger, Göteborg 51, Godvädersgatan 12, Tel. 53 57 57. Spanien: Karl Tichmann, Madrid 3, Breton de los Herreros 60, Tel. 34 55 67. USA: Karlheinz Przybylla, 343 East 30th Str., Apartment 14 L, New York 16, N. Y., Tel. Murray Hill 9—50 55. REDAKTION UND VERLAG: Offenburg/Bd., Tel. 23 51—57, Fernschreiber 07 52843. VERLAGSBÜROS: Berlin W 30, Marburger Straße 3, Tel. 24 39 73. München 2, Maillingerstraße 5, Tel. 59 36 27—29, Fernschreiber 05 22802. Stuttgart, Rotebühlstraße 9, Tel. 6 72 15. — Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 18 vom 15. 2. 1961 gültig. — Postbezugspreis monatlich 2.70 DM (inkl. Zustellgeld). — Einzelpreis 0.60 DM, bei Botenzustellung zuzüglich ortsüblicher Zustellgebühr. — Auslandspreise: Australien sh 2/3. Belgien bfrs. 9.—. Dänemark dkr. 1.40. England sh 1/9. Finnland Fmk. 70.—. Griechenland Dr. 8.—. Holland hfl. —.70. Kanada kan. $ —.25. Luxemburg bfrs. 9.—. Norwegen nkr. 1.40. Portugal Esc. 7.—. Südafrika Rand —.18. Türkei T. L. 2.10. USA $ —.25. — Für Herausgabe und Auslieferung verantwortlich in Österreich: Hermann Waldbaur, Wien 6; Salzburg 1. Elsaß-Lothringen: Julius Selbert, Saarbrücken 3, Dudweilerstraße 39. Unsere Zeitschrift darf in Lesezirkeln nur mit Zustimmung der Burda Druck und Verlag GmbH geführt werden. Printed in West-Germany.

Farah von Persien

Alltag einer guten Kaiserin

Der Tag des Frühlingsanfangs ist zugleich der Tag des persischen Neujahrsfestes. In diesem Jahr nahm erstmals der Kronprinz Rheza an dem Empfang teil, den das Kaiserpaar alljährlich im Marmorpalast für das diplomatische Korps und verdiente Bürger gibt. Unter der Obhut seiner Mutter und dem stolzen Blick seines Vaters nahm er die Huldigung einer kleinen Untertanin entgegen.

Wie ein echter Herrscher bedankte sich Rheza für die vielen Ovationen. Seit seiner Geburt ist die Stellung der Monarchie in Persien gefestigter denn je. Und die Liebe der Bürger des Landes zu Kaiserin Farah, die diesen Thronfolger geboren hat, gleicht der Verehrung, die man einer Gottheit entgegenbringt. Sie ist eine Landesmutter in des Wortes schönster Bedeutung.





Zur Begeisterung des persischen Volkes macht die kaiserliche Familie auch bei offiziellen Anlässen — wie bei diesem Neujahrsempfang — kein Hehl aus ihrem Glück. In dem Kaiserpaar und dem Thronfolger sehen die Perser die besten Garanten für eine gute Zukunft ihres Landes.





Eine Mutter vieler Kinder ist Kaiserin Farah immer dann, wenn sie mit ihren jüngsten Bürgern zusammentrifft. Aus Anlaß des diesjährigen Neujahrsfestes stattete sie dem unter ihrem Patronat stehenden Waisenhaus „Farah Pahlewi" einen Besuch ab. Eine kleine Insassin begrüßte das Herrscherpaar mit einem großen Nelkenstrauß.

Kaiserin Farah: Erste Dame und Mutter ihres Landes

Auch in schweren Tagen erweist sich Farah durch ihr Mitgefühl als gute Landesmutter. Hier besucht sie zusammen mit dem Schah die Stätte einer Explosionskatastrophe in Teheran, bei der 19 Menschen sterben mußten.

Als Chefin steht Kaiserin Farah – neben dem Schah – den persischen Pfadfindern vor. Am „Tag der Pfadfinder" verlieh sie – mit einer neuen, aufgesteckten Hochfrisur – das begehrte Wahrzeichen. das bunte Dreieckstuch

Majestätische Eleganz strahlte Kaiserin Farah kürzlich bei der Hochzeit des Prinzen Gholam Pahlewi, eines Halbbruders des Schahs, aus. Das Kaiserpaar versteht zu repräsentieren und zu regieren. Persien ist glücklich darüber.



1 Million war ihm zu

Tränen, Trauer, Verzweiflung. Erschütternde Szenen an den Gräbern und auf dem Gang zum Friedhof (rechts) zeigten, wie unfaßbar für alle dieser Mord ist. Alfred Strobel, der als Reporter der BUNTEN das tragische Ereignis in Saalbach miterlebte, meinte später: „Uns wird zwar nachgesagt, wir seien hartgesotten. Dennoch stiegen mir Tränen in die Augen, während ich fotografierte."



Weil er den Brüdern seiner Frau das Erbe streitig machte, wurde Harald Stüger zum zweifachen Mörder. Der Skiliftkonstrukteur hatte noch kurz vor seiner Untat erklärt, daß er nicht mehr zu arbeiten gedächte, da er viel erben würde. Und weil er nicht alles bekam, zog er die Pistole und erschoß Schwiegermutter und Schwager. Stügers Frau kam mit einem Steckschuß davon. Aber ihr Leben ist zerstört.

wenig



Der Doppelmörder Harald Stüger ließ sich ungerührt und äußerlich ruhig gefesselt abführen. Die drohende Haltung der Skifahrer, die ihren ermordeten Lehrer Fritz rächen wollten, änderte nichts an seiner Haltung.





Einschüsse in einem Fenster des Hotels „Tannenhof" zeugen vom Mordversuch Harald Stügers an seiner Frau. Als er den Schwager mit zwei Genickschüssen getötet hatte, eilte er zurück, um durch das Fenster auf seine Frau Gretel zu schießen. Glücklicherweise traf er sie nicht tödlich. Ein mutiger Saalbacher drang die Gefahr nicht achtend, in das Hotel ein, um die Verblutende zu retten. Kurz darauf ließ sich der Mörder widerstandslos von der Gendarmerie festnehmen.

1 Million war ihm zu wenig



Sie wollten den Verbrecher lynchen. Einheimische und Wintergäste nahmen vollzählig an der Einsegnung der Leichen vor dem Hotel „Tannenhof" teil. In der Kirche erklang als letzter Gruß des berühmten Bergdorfes das wehmütige „Von meinen Bergen muß ich scheiden." Das Hotel (rechts) liegt in diesen Tagen der Trauer still und verlassen da. Scheu blicken die Saalbacher zu den dunklen Fenstern hinauf, hinter denen noch vor wenigen Tagen Fröhlichkeit herrschte. Jetzt hat der Staatsanwalt das Wort. Aber die härteste Strafe kann nichts mehr ungeschehen machen.



Ermordet: Frau Dschulnigg war die beliebteste Mutter des Tales. Zusammen mit ihrem Mann und den Kindern baute sie die beiden Dschulnigg-Hotels auf. Nun wollte sie sich zurückziehen und ein wenig „verschnaufen", wie sie sagte



Ermordet: Fritz Dschulnigg war wegen seines Fleißes und seiner frischen, fröhlichen Art bei allen beliebt. Bald sollte der „Tannenhof" ihm gehören. Sein Schwager Harald Stüger gönnte ihm das Anwesen nicht. Deshalb mußte Fritz sterben. Der Mörder sagte zynisch: „Eigentlich sollte Hans sterben."

Das Läuten der Saalbacher Kirchenglocken um elf Uhr vormittags war im Kirchenjahr nicht vorgesehen. Dennoch verwaisten schlagartig die Skihänge des bekannten österreichischen Wintersportortes, es leerten sich Espressos und Wirtsstuben, und Hunderte von Einheimischen und Touristen pilgerten zum Hotel „Tannenhof". Die Glocken riefen zu zwei Beerdigungen: Im „Tannenhof" waren Frau Juliane Dschulnigg und ihr Sohn Fritz aufgebahrt.

Die außergewöhnliche Anteilnahme der Einheimischen und der Fremden hatte ihren besonderen Grund: Frau Juliane und Sohn Fritz wurden ermordet. Nicht etwa von einem ertappten Einbrecher, der sich mit tödlichen Schüssen seine Freiheit zu erkaufen versuchte, sondern vom Schwiegersohn bzw. Schwager, dem Mann von Frau Julianes jüngster Tochter.

Die tiefere Ursache für diesen Doppelmord, den der Täter heute als Affekthandlung hinstellen möchte, liegt etliche Jahre zurück. Die wartende Trauergemeinde vor dem Hotel „Tannenhof" weiß genau Bescheid und unterhielt sich flüsternd darüber.

Als der berühmte Wintersportplatz Saalbach noch ein unbekanntes Dorf war, hatte Johann Dschulnigg mitten im Ort eine kleine Schmiede. Es war in jenen Jahren, in denen man sich vom Fremdenverkehr goldene Berge versprach. Johann Dschulnigg, der (vor zwei Jahren heimgegangene) Mann der Ermordeten, betrachtete mit sachlichem Interesse die sich anbahnende Entwicklung. Zuerst einmal bastelte er eine Turbine zusammen und schenkte Saalbach lange vor Zell am See das elektrische Licht. Er baute in seiner Schmiede Fremdenzimmer aus, die gut belegt waren, und als der Skilift sich die Berghänge eroberte, rief er die wenigen Zimmervermieter und Gastwirte zusammen, gründete mit ihnen einen Aktiengesellschaft und baute sozusagen mit eigener Hand und aus von den Amerikanern großmütig überlassenem Wehrmachtsgut einen der ersten Skilifts Österreichs. Er war zweitausend Meter lang, ein wenig wacklig und von „behelfsmäßiger Statur". Aber er funktionierte.

Johann Dschulnigg und seine Freunde waren die Begründer eines bis dahin unbekannten Skiparadieses, was, in Zahlen ausgedrückt, ungefähr so aussieht: In zwanzig Jahren erhöhte sich die Fremdenbettenzahl von nicht ganz hundert auf rund dreitausendfünfhundert. Einst waren es ganze vier Gasthöfe, heute verfügt Saalbach über sieben Hotels, neun Gastwirtschaften, unzählige Pensionen und Touristenheime und sieben Schutzhütten. Zwei Hotels davon gehören der Familie Dschulnigg.

Und aus einem Skiliftprovisorium wurden im Laufe der wintersportfreudigen Zeit zwanzig. Von der Gondelbahn zum Schattberg ganz zu schweigen.

Als Skiliftkonstrukteur kam der Ausseer Harald Stüger nach Saalbach. Seine Arbeiten gefielen der dörflichen AG. Er wurde zwangsläufig häufig Gast des Dschulnigg-Hotels „Saalbacher Hof". Dort lernte er auch die jüngste Tochter des Hoteliers kennen. Und lieben. Sie heirateten und zogen nach Aussee.

Das zweite Dschulnigg-Hotel wurde erbaut, man sprach allmählich von der Dschulnigg-Dynastie, denn Vater Johanns Söhne, Hans und Fritz, wollten früher oder später die beiden Hotels übernehmen. So war es ausgemacht.

Unglücklicherweise starb der alte Schmied plötzlich. Und unglücklicherweise regelte kein Testament den Nachlaß, dessen Wert inzwischen mit mehreren Millionen beziffert werden konnte.

Es war doch alles ausgemacht, meinten die Saalbacher. Sie kannten freilich des Schwiegersohns Harald unglückselige Natur nicht. Obwohl die Miterben seiner Frau, die Brüder Fritz und Hans, eine großzügige Regelung des sich anbahnenden Erbstreits vorschlugen, wollten Harald und seine Frau Gretel von einer Abfindung in Höhe von einer Million Schilling nichts wissen. Die beiden forderten eines der Hotels. Es kam zum Streit, der am Tag des Mordes endlich beigelegt werden sollte. Mutter Dschulnigg hatte die beiden Söhne, Gretel und deren Mann, zum Kaffee eingeladen, um alles gütlich zu bereinigen. Sohn Hans, inzwischen Besitzer des Hotels „Saalbacher Hof", traute seinem Schwager nicht. Er blieb dem Familienkaffee fern. Als Frau Dschulnigg das Angebot an ihre Tochter und deren Mann wiederholte — es war von einer Million Bargeld die Rede —, geriet Harald Stüger in Wut, zog seine Pistole und erschoß seine Schwiegermutter, um über die Tote hinweg seinem fliehenden Schwager Fritz nachzueilen. Er traf ihn, doch nicht tödlich. Schwager Fritz versuchte, vom „Tannenhof" zum Hotel „Saalbacher Hof" zu entkommen. Torkelnd und blutend lief er den Hang hinab. Vor dem Hotel erreichte ihn der wild um sich schießende Schwager. Er stürzte sich auf Fritz Dschulnigg und tötete ihn mit zwei Genickschüssen vor den Augen mehrerer Wintersportler und seines zweiten Schwagers Hans, der vom Balkon aus seinem Bruder zu Hilfe kommen wollte.

Der Mörder erklärte bei der ersten Vernehmung: „Wenn i nix krieg', soll'n die andern auch nix bekommen!"

Die Gendarmerie hatte Mühe, den Mörder vor dem Lynchen zu schützen. Die Skifahrer, Deutsche, Engländer, Amerikaner, Österreicher, wollten ihren Skilehrer rächen.



Bis zu den Tagen der Ernte steht der Tabak in allen bedeutenden Tabakanbaugebieten unter der Kontrolle der Reemtsma-Tabakexperten.

Sie beobachten, prüfen und sichern die Sorten, die das hohe Niveau der Mischung ERNTE 23 garantieren.

ERNTE 23

VON HÖCHSTER
REINHEIT

Der Lieblingstraum der Deutschen ist der Traum vom Eigenheim. Moderne Bauweisen versprechen eine schnellere Erfüllung dieses Traumes. Aber die Baulustigen fragen:

Was heißt denn Fertighaus?

Die BUNTE ILLUSTRIERTE ging der Sache nach



In greifbare Nähe gerückt ist für diese Familie die Verwirklichung ihres Traumes vom Eigenheim. Die Eltern haben sich für ein Fertighaus entschlossen. Links das geräumige Landhaus der Firma „Isartaler Holzhaus, München", ein sehr schönes deutsches Eigenheim.

Wundermittel tauchen auf, werden große Mode, in den Himmel gelobt oder zu Tode verdammt, und wenn sie etwas taugen, erobern sie sich mit der Zeit den ihnen zustehenden Platz. Heute wird das Fertighaus, das Eigenheim von der Stange, ein Fließbandprodukt gewissermaßen, als Allheilmittel für die bekannten Nöte unserer bauwütigen Zeit gepriesen. Das Fertighaus soll, so hofft man, die Baupreise beruhigen, eine rasche Entlastung der noch immer angespannten Lage auf dem Wohnungsmarkt herbeiführen und so etwas wie ein Markenartikel werden. Dabei ist das Fertighaus nichts Neues.

Was heißt denn Fertighaus?

Fortsetzung von Seite 15

Bekanntlich hat das Deutsche Reich vor dem ersten Weltkrieg Tausende von vorgefertigten Holzhäusern in seine afrikanischen Kolonien geliefert. Trotzdem scheinen die „Barackenjahre" nach 1945 vor allem das vorgefertigte Holzhaus noch immer zu belasten. Bei uns, nicht bei unseren Nachbarn.

Jenseits der Grenzen stürzte man sich nach dem zweiten Weltkrieg mit viel Schwung auf den Fertigbau. Die Ausgangspunkte waren dabei sehr verschieden. Während in den nordischen Ländern das dort reichlich vorhandene und besonders widerstandsfähige Holz verwendet wird, ziehen die Franzosen Beton vor. Die Amerikaner nehmen am häufigsten Holz für ihre vorgefertigten Häuser.

In der Bundesrepublik wird noch mit dem Material experimentiert. Am Vorurteil, das viele Deutsche heute noch gegen das Fertighaus hegen, dürften nicht nur die oben genannten „Barackenjahre" schuld haben. Dabei startete ausgerechnet bei uns, nämlich in der Pfalz, gleich nach dem Krieg eine Fertigbauindustrie, die revolutionierend hätte wirken können — wenn sie nicht pleite gemacht hätte. Der Katalog der Jockers-Fertigbauten ist heute nichts mehr als ein Bilderbuch mit Seltenheitswert, in dem man sich Häuser, Kirchen, Kinos, Hotels und Schulen aussuchen konnte, mit genauen Preisen und Qualitätsbeschreibungen. (Ein Fünfzimmerhaus mit Bad bot Jockers für 10 000 DM an.) Auch Jockers verwendete in der Hauptsache Holz für seine Häuser. Überdimensionale Sperrholzpressen standen 1949 bereit, Deutschlands Wohnungsnot zu lindern. Sie verstaubten in verlassenen Hallen. Von Jockers hörte man nichts mehr.

Die Franzosen, deren Wohnraumbedarf nach dem Krieg auch sehr groß war, gingen einen anderen Weg. Sie entwickelten eine ganze Reihe von guten Methoden, Wohnblocks mit vielen Stockwerken aus vorgefertigten Bauteilen zu erstellen. Und weil der Transport dieser Teile zu kostspielig gewesen wäre, verlegten sie die Produktion an die Baustelle selbst. Nennen wir es revolutionär; jedenfalls hat sich diese Vorfertigung als preisgünstig und sehr zeitsparend erwiesen. Mietshäuser mit dreißig und mehr Wohnungen können im Rohbau auf diese Weise in vier Wochen aufgeführt werden. Die Trabantenstädte von Paris werden so gebaut.

In den nordischen Ländern baut man Fertighäuser ausschließlich aus Holz. Das langsam wachsende Holz Finnlands und Schwedens eignet sich besonders für den Fertigbau wegen seiner Widerstandsfähigkeit.

Diese nordischen Holzhäuser wollen sich seit einigen Jahren in der Bundesrepublik einen guten Absatzmarkt sichern. „Schwedenhaus" und „Finnenhaus" sind fast zu einem Begriff für das Fertighaus geworden.

Aber was versteht man eigentlich unter einem Fertighaus? In den Vereinigten Staaten wurde vor nicht langer Zeit ein Haus in einem Stück aus Kunststoff gegossen, eingerichtet und mit einem Hubschrauber auf den dafür vorgesehenen Sockel gesetzt. Eigentlich war das das erste Fertighaus. Wir aber verstehen darunter einen Bau, der aus vorgefertigten Teilen zusammengesetzt ist. Diese vorgefertigten Teile werden im Lieferwerk hergestellt, vom Werk zur Baustelle befördert und dort von Fachleuten zusammengefügt.

An Stelle kleinster Bauteile also, der Backsteine, werden größere Einheiten an Ort und Stelle verwendet, Wandteile oder ganze Wände, Zwischendecken usw. Und weil das Einsetzen der Fenster und Türen im Werk schneller von der Hand geht, geschieht dies häufig auch schon weitab vom Bauplatz. Eine französische Fertigbaufirma ersetzte die Fensterscheiben durch Kunststoffolien, um Transportschäden auszuschließen. Auch die Zwischenwände bzw. Einbauschränke, die an Stelle solcher Wände stehen, werden heute schon im Werk zusammengefügt und auf dem Bau nur noch montiert. Eine hessische Fertigbaufirma versieht schon im Werk den Fußboden mit dem gewünschten Bodenbelag.

In den Wandelementen sind in der Regel Leitungsrohre und Elektroleitungen verlegt. Sie brauchen nur noch angeschlossen zu werden. Auch die Flachdächer sind, im Werk vorbereitet, im Nu montiert. Walm- und Giebeldächer, die gedeckt werden müssen, unterscheiden sich beim Fertigbau kaum von jenen der Massivbauten.

Idealer Baustoff: Holz

Für den Hausbau aus vorgefertigten Bauelementen ist Holz ein idealer Baustoff. Neunundvierzig der fünfundsechzig namhaften deutschen Fertighaushersteller verwenden es. Relativ gering ist die Zahl der Firmen, die ihre Häuser in der sogenannten Gemischtbauweise anbieten — aus Holz u n d Gips, Beton usw. Zwei deutsche Unternehmen bieten Fertighäuser aus Metall an. An den Gedanken, in einem Metallhaus zu wohnen, werden sich die deutschen Baulustigen vielleicht erst gewöhnen müssen.

Die Vorfertigung der Bauelemente und deren Montage ermöglichen gegenüber dem konservativen Bauen einen echten Zeitgewinn. Die Erstellung eines schlüsselfertigen Fertighauses dauert, je nach System, von drei Tagen bis zu drei Wochen und mehr. Aber selbst die längste Montagezeit ist kürzer als die kürzeste Bauzeit. Witterungseinflüssen ist der „Rohbau" eines Fertighauses deshalb kaum ausgesetzt. Trocknungszeiten entfallen.

Fünfundzwanzig der fünfundsechzig namhaften deutschen Fertigbauhersteller liefern das Fertighaus schlüsselfertig. Bei den übrigen wird gerade das n i c h t vermieden, was viele Baulustige veranlaßt, ein Fertighaus dem gemauerten Haus vorzuziehen: das Verhandeln und Abrechnen mit dem Handwerker und der Ärger, der angeblich für den Bauherrn damit verbunden ist. Wir denken dabei gar nicht sosehr an den Aushub für den Keller und an das Fundament, sondern an den Verputz, die Installationen, das Dachdecken, den Anstrich und das Tapezieren der Innenwände u. a. m. Gerade in dieser Beziehung bietet der Fertighausmarkt noch viele Rationalisierungsmöglichkeiten.

Das Einschalten der Handwerker vom Ort macht es vielen Fertighausherstellern nicht möglich, einen festen Preis für ihr Produkt zu nennen. Gerade der Festpreis aber, der für den Fertighaushersteller bindend ist, wäre in einer Zeit davonlaufender Baukosten der stärkste Trumpf. Denn bekanntlich wird der Hausbau nach althergebrachter Weise stets teurer als geplant und vorgesehen.

Bitte umblättern



Schweden prägte nicht nur den Begriff der Schwedenküche. Ebenso rationell wie das „Reich der Hausfrau" sind die schwedischen Fertighäuser durchkonstruiert. Die Montage der schwedischen Reihenhäuser in Ludwigsburg (Hausbau Wüstenrot) wurde von einer kleinen Anzahl von Fachleuten bewerkstelligt. Das Material, besonders langsam gewachsene wertvolle Hölzer, gibt diesen Reihenhäusern nicht nur ein Maximum an Stabilität, sondern auch eine Wärmeisolierung, die der einer 100 cm dicken Steinmauer entspricht. Die Ludwigsburger Fertighaussiedlung war bereits wenige Tage nach der ersten Besichtigung durch Bauinteressenten ausverkauft — trotz des ungesunden Verhältnisses zwischen Fertighauspreis und Bauplatzkosten: Das Reihenhaus aus in Schweden vorfabrizierten Teilen kostet 53 700 DM, der Bauplatzpreis 38 000 DM.

Was heißt denn Fertighaus?



Österreich verkaufte 1500 dieser Thermo-Fertighäuser nach Australien. Die Einfamilienhäuser sind aus Holz, mit Heraklithplatten verkleidet und edelverputzt. Nutzfläche 128,3 Quadratmeter. Der Besitzer dieses Fertighauses verfügt über ein Wohnzimmer, ein Eltern- und ein Kinderschlafzimmer sowie ein Gästezimmer, eine Küche, ein Bad, das WC, einen Vorraum, einen Abstellraum und eine Loggia. Die Häuser sind zentralbeheizt, die Küche ist komplett eingerichtet. Die Lieferzeit in Österreich beträgt vier Monate. Der Bauherr hat nur das Grundstück bereitzustellen. Alle Arbeiten werden von der Herstellerfirma ausgeführt. Die Mindestlebensdauer des abgebildeten Fertighauses beträgt 80 Jahre. Sein Preis: umgerechnet etwa 57 000 DM einschließlich Heizungsanlage, Küchen- und Badeeinrichtung und Einbauschränken in den Schlafzimmern.



Finnland lieferte die Holzkonstruktionen für diese Reihenhäuser in Berlin-Lichterfelde. Lediglich die Trennwände sind gemauert. Diese PUUTALO-Fertighaussiedlung ist 1958 erstellt worden. PUUTALO ist die Firmenbezeichnung von fünfzehn der bedeutendsten finnischen Holzverarbeitungswerke, die zusammen jährlich rund 30 000 Fertigbau-Einheiten herstellen können. Der deutsche Markt ist für die finnische Holzindustrie sehr interessant. Aber auch bei uns wächst das Interesse für den finnischen Fertigbau, dessen Haustypen unserer Vorstellung vom Eigenheim weitestgehend entsprechen. Heute würde das vollunterkellerte Reihenhaus mit Garage rund 60 000 DM kosten. Im Preis inbegriffen sind die Küche, die Heizungsanlage und die Badeeinrichtung. Eine sinnvolle Aufteilung der Räume bietet dem Bewohner ein Maximum an Wohnlichkeit.

Fortsetzung von Seite 17

Es gibt aber schon eine ganze Reihe von Fertighäusern zum Festpreis. Ein sehr überzeugendes Preisangebot, das uns richtungweisend scheint, macht eine hessische Fertigbaufirma. Sie bietet ihre Häuser (Flachdach-Bungalow, Außenwandverkleidung aus Kunststoff und individuelle Raumaufteilung) zum Quadratmeterpreis an. Aber auch dieser Preis (300 bis 500 DM, je nach der Innenausstattung) gilt nur für Bauvorhaben, die in einer Entfernung von höchstens zweihundert Kilometer vom Werk verwirklicht werden sollen.

Der Transport der vorgefertigten Teile ist nicht billig. Wirtschaftlich ist in dieser Beziehung die Entfernung bis zu fünfzig Kilometer. Jeder weitere Kilometer kostet viel Geld.

Die Hersteller von Fertighäusern, die ihr Fabrikat ab Sockel anbieten, behelfen sich deshalb mit zwei Preisen: dem Festpreis für das Baumaterial und dem (angenommenen) Preis für die Montage, den Transport, das Fundament und die Installationen. Der angenommene Preis entspricht etwa dem der Bauelemente, also des rohen Fertighauses. Selbstverständlich ist jede Herstellfirma in der Lage, ein verpflichtendes Angebot zu machen und — einzuhalten.

Einwände, die keine sind

Die Einwände, die der Fertigbaufreudige am häufigsten hören muß, lauten so: Der Fertigbau birgt als „Haus von der Stange" die Gefahr einer „inneren Monotonie" in sich, eine Uniformierung der privaten Sphäre. Große vorgefertigte Bauteile sind transportgefährdeter als Backsteine. Die Instandhaltungskosten des Fertighauses sind höher als die vergleichbarer Massivbauten, die Lebensdauer ist kürzer. Ferner werden gegen das Fertighaus ins Treffen geführt: die erhöhte Feuergefahr, verbunden mit höheren Versicherungsprämien, die Anfälligkeit des Holzhauses gegen tierische und pflanzliche Schädlinge und die Schwierigkeit der Fugenbehandlung.

Diese Einwände haben eines gemeinsam: Sie sind unbegründet. Die Gleichförmigkeit der Gestaltung wird schon durch das Angebot, die individuellen Wünsche weitestgehend zu berücksichtigen, vermieden. Ja, es scheint, daß dieses Angebot einer weiteren Verbilligung des Fertighauses im Wege steht. Größere Serien gleicher Typen würden der Brieftasche des Bauherrn wohltun. Besonders konstruierte Transportmittel schalten Bruchschäden aus. Die Instandhaltungskosten eines Fertighauses sind nicht höher als jene massiver Bauten. Die Lebensdauer von Häusern aus vorgefertigten Teilen wird von den meisten Herstellern mit achtzig Jahren angegeben. Sie ist echt und genügt. Der Bauherr erlebt höchstens die Hälfte dieser Zeitspanne, die zweite Generation wahrscheinlich nicht einmal den Rest. Die chemische Industrie stellt uns schließlich Mittel zur Verfügung, die auch das Holz gegen Feuer, tierischen und pflanzlichen Befall immun machen. Elastische Kitte, die ideale Fugenfüllung, werden heute selbst beim Massivbau verwendet.

Aber muß man denn die angeführten Einwände gegen das Fertighaus überhaupt widerlegen? Genügt nicht schon ein Hinweis auf die Geldinstitute, Bau-

Fortsetzung auf Seite 20

N 525

GARANTIE:
DIESES ETIKETT BÜRGT FÜR GUTE
STOFFQUALITÄT UND VERARBEITUNG
Mod. R.BUSCH+CO
HERGESTELLT AUS ECHT
NINO ER
67% Diolen 33% Baumwolle

✳ Männlicher Schick. Segelgrau. Klassischer Raglan. Breiter Halbgurt. Ein Modell von R. BUSCH u. CO. Echt NINO-ER, strapazierfest, 'atmungsaktiv', leicht, DIOLEN mit Baumwolle. — Bezugsquellen für dieses Modell über NINO-Modedienst Nordhorn.

Ein Stoff von NINO – ein guter Stoff!



Was heißt denn Fertighaus?

Fortsetzung von Seite 18

sparkassen und Banken, die den Fertigbau ebenso gern beleihen wie den Massivbau? Vorausgesetzt, er ist mit dem Fundament fest verankert bzw. unterkellert oder teilunterkellert.

In den Vereinigten Staaten werden rund achtzig von hundert Einfamilienhäusern in Fabriken vorgefertigt. Die Konkurrenz ist hier bereits so hart, daß die Fertigbauhersteller gleich den Automobilfabrikanten die „Fassaden" modisch verändern, wobei die Grundkonzeption ihrer Häuser allerdings durch mehrere Jahre unverändert bleibt. In Schweden liegt der Anteil der Fertighäuser am Gesamtbauvolumen bei sechzig Prozent. Frankreich, führend in der Vorfabrizierung von Mehretagenhäusern, bestreitet die Hälfte aller Bauten mit vorgefertigten Teilen. Gegen diese Zahlen nimmt sich der Fertigbauanteil bei uns bescheiden aus: Nicht einmal ein Prozent der jährlich erstellten 500 000 Wohnungseinheiten werden vorfabriziert.

Vielversprechende Lösungen

In Frankreich sind die Baukosten in den letzten drei Jahren unverändert geblieben. Fachleute schreiben dies der preisberuhigenden Wirkung des Fertighauses zu. Was können wir in Deutschland, dessen Baupreise gefährlich in die Höhe schnellen, in dieser Beziehung vom Fertighaus erwarten?

Die Erfahrung zeigt, daß Fertighaussiedlungen erst ab 150 Einheiten echte Kosteneinsparungen ermöglichen: größere Siedlungen eines Fertighaustyps sind am wirtschaftlichsten. Vielversprechende Ansätze für eine solche Lösung des bundesdeutschen Wohnraumproblems durch Baugesellschaften sind bereits vorhanden. In Berlin, Unna, Ludwigsburg (um nur einige Beispiele zu nennen) wurden größere Fertighaussiedlungen erstellt, meist in Reihenbauweise, die, wenn nicht gerade von der Stange, so doch vom Bauplatz aus wegen des günstigen Preises reißenden Absatz fanden.

Das Reihenhaus bietet dem Fertigbau eine große Chance. Die zwischen den einzelnen Einheiten aufgeführten Brandmauern kommen dem deutschen Hang zum Massiven entgegen. Die Bauzeit für Reihenfertighäuser ist zwar länger, doch selbst die Spanne mehrerer Monate, die zwischen dem Kelleraushub und dem Einzug liegt, ist kürzer als die Vergleichszeit für einen Massivbau. Abgesehen davon machte sich schon bei nur siebzehn Einheiten (im Falle der Ludwigsburger Reihenfertighäuser der Hausbau Wüstenrot: massive Brandmauern und Decken, vollunterkellert, alles andere aus schwedischen vorgefertigten Teilen) die Rationalisierung im Preis bemerkbar. Fünf Zimmer, Küche, Bad, Toilette mit einer Wohnfläche von 96 bzw. 103 Quadratmetern kosteten mit Zentralheizung und Einbauschränken 53 700 bzw. 58 700 DM.

Die Einsparung gegenüber einem vergleichbaren Haus konventioneller Bauweise betrug 9,2 Prozent.



Polen witterte auf dem deutschen Baumarkt eine Chance und stellte auf der Frankfurter Messe dieses Wochenend-Fertighaus aus. Sein Preis ab Werk beträgt 5000 DM. Inwieweit das an ein Behelfsheim erinnernde Fertighaus echte Verkaufsmöglichkeiten haben wird, bleibt abzuwarten. Ganz abgesehen davon, daß Zoll (rund 14 % des Wertes), Transport und Montage den Preis des polnischen Fertighauses verdoppeln dürften. Interessant bleibt jedoch die Tatsache, daß Polen, „das westlichste aller östlichen Länder", sich mit dem Fertigbau beschäftigt, obwohl es vorläufig den „kapitalistischen" Staaten vorbehalten blieb, sich mit dem Hausbau aus vorgefertigten Teilen auseinanderzusetzen. Doch kann sich das über Nacht ändern.



Schweden lieferte mit dem 26 Quadratmeter großen Wohnraum im Erdgeschoß des STEX-Reihenfertighauses jene Gemütlichkeit, die der Bauherr für sein gutes Geld erwarten darf. Auch die Schlafzimmer im Obergeschoß und in der Mansarde bestrikken durch die sehr vernünftige Raumaufteilung. Die tapezierten Holzwände sind hervorragend wärmeisolierend. 53 000 DM für ein Haus, in dem sich eine fünfköpfige Familie nie beengt fühlen kann, sind ein Beweis mehr für die Richtigkeit der Behauptung, daß das Fertighaus eine beruhigende Wirkung auf die Baupreise in Deutschland auszuüben vermag. Die Reihenfertighaussiedlung der Hausbau Wüstenrot ist zugleich ein Beispiel deutsch-schwedischer Zusammenarbeit.

In der nächsten BUNTEN:
Fertighäuser, die großen Anklang fanden

Für den Film „Die drei Feinde" ging Italiens Starkomiker Gino Bramieri aufs Tanzparkett und erlebte eine peinliche Überraschung

TWIST MIT TÜCKE



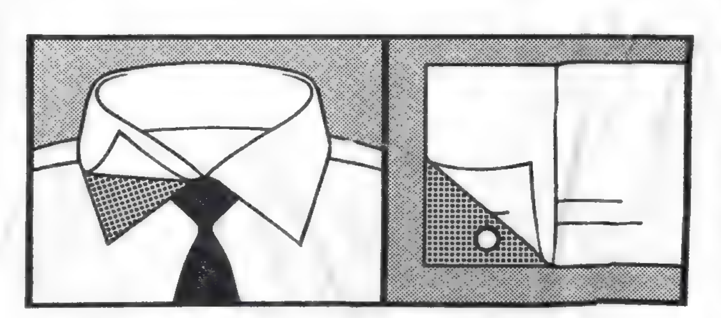
Wenn man ein richtiger Spion sein will, muß man alles können: auch Twist tanzen. Und deshalb ging der bekannte italienische Komiker Gino Bramieri für den Film „Die drei Feinde", in dem er besagten Wunder-Agenten spielt, in eine Twist-Schule.

Der Unterricht beginnt nicht sehr vielversprechend. Schon nach den ersten Hüftverrenkungen geht Gino mit schmerzverzerrtem Gesicht zu Boden. Der Tanzlehrer und die anderen Schüler haben ihre hellste Freude am ungeschickten Gino.

Ein Mann wie Sie verdient ein Hemd von



Das Geheimnis des gleichbleibend korrekten Sitzes: Kragen und Manschetten sind nach einem schwedischen Lizenzverfahren mit besonders hochwertigen Einlagen ausgestattet.



Sie wissen, was gut – was besser ist. Und Sie wissen, was Sie sich schuldig sind. Für Männer wie Sie macht **seidensticker** Hemden. Feine Hemden: Material, Schnitt, Verarbeitung . . . alles erste Klasse. Ob Ihr Hemd neu ist oder hundertmal mühelos gewaschen – Ihr Spiegelbild bestätigt es: „Man sieht's – ein Hemd von **seidensticker** !"

seidensticker-Nylonhemden aus bestem



SEIDENSTICKER 4000 DM 19,75 · SEIDENSTICKER 2000 DM 25,90 · MATCH-TOWN DE LUXE DM 29,75 · MATCH-TOWN GOLD DM 34,50
(unverb. Richtpr.)

Pech für den wohlbeleibten Gino: Er wackelte so heftig, daß die Hose platzte

Das hat der Gino nun davon: Für Twist war seine Hose nicht geschaffen. Sie ging aus den Nähten, weil sie zu eng war und Komiker Bramieri die Hüften zu sehr verrenkte.

Wollen Sie schlank werden? Dann tanzen Sie Twist. Aber ziehen Sie möglichst keine engen Hosen an. Sonst ergeht es Ihnen wie dem italienischen Filmkomiker Gino Bramieri. Dem riß nämlich die Hose, als er sich für eine Szene des Films „Die drei Feinde" besonders gewagt in die Hüfte warf.

„Die drei Feinde" ist der neunte Twistfilm, den die Regisseure auf die Beine gestellt haben. Die ersten vier produzierten die Filmkönige Hollywoods. Sie taten es, weil der Twist-Wahn zuerst in Amerika ausbrach und weil sie ihr Geschäft witterten.

Inzwischen ist auch Europa dem Twist erlegen. In Deutschland wird ebenso gewackelt wie in Frankreich und in Italien. Und in England wurde sogar die Twist-Weltmeisterschaft ausgetragen. Der 21jährige Kevin O'Brien errang den begehrten Titel, weil er 32 Stunden und 32 Minuten ununterbrochen gewackelt hatte. Die begabtesten Twister aber gibt es nach wie vor in Amerika.

Von der Pfefferminz-Tanzhalle in New York bis zum „Salon des verrückten Pferdes" in Hollywood wackeln alle Semester aller Textilgrößen ihr Fett aufs Tanzparkett.

Man könnte fast ärztliche Berichte über typische Twist-Fälle schreiben. So hat Chubby Checker (zu deutsch: Plumpchen Karo), den man als Oberwackler und Vater des Twist ansieht, innerhalb der bisherigen Twist-Epoche 30 Pfund abgestrampelt. Wahrscheinlich wird er sich künftig Skinny Twist — der magere Wackler — nennen.

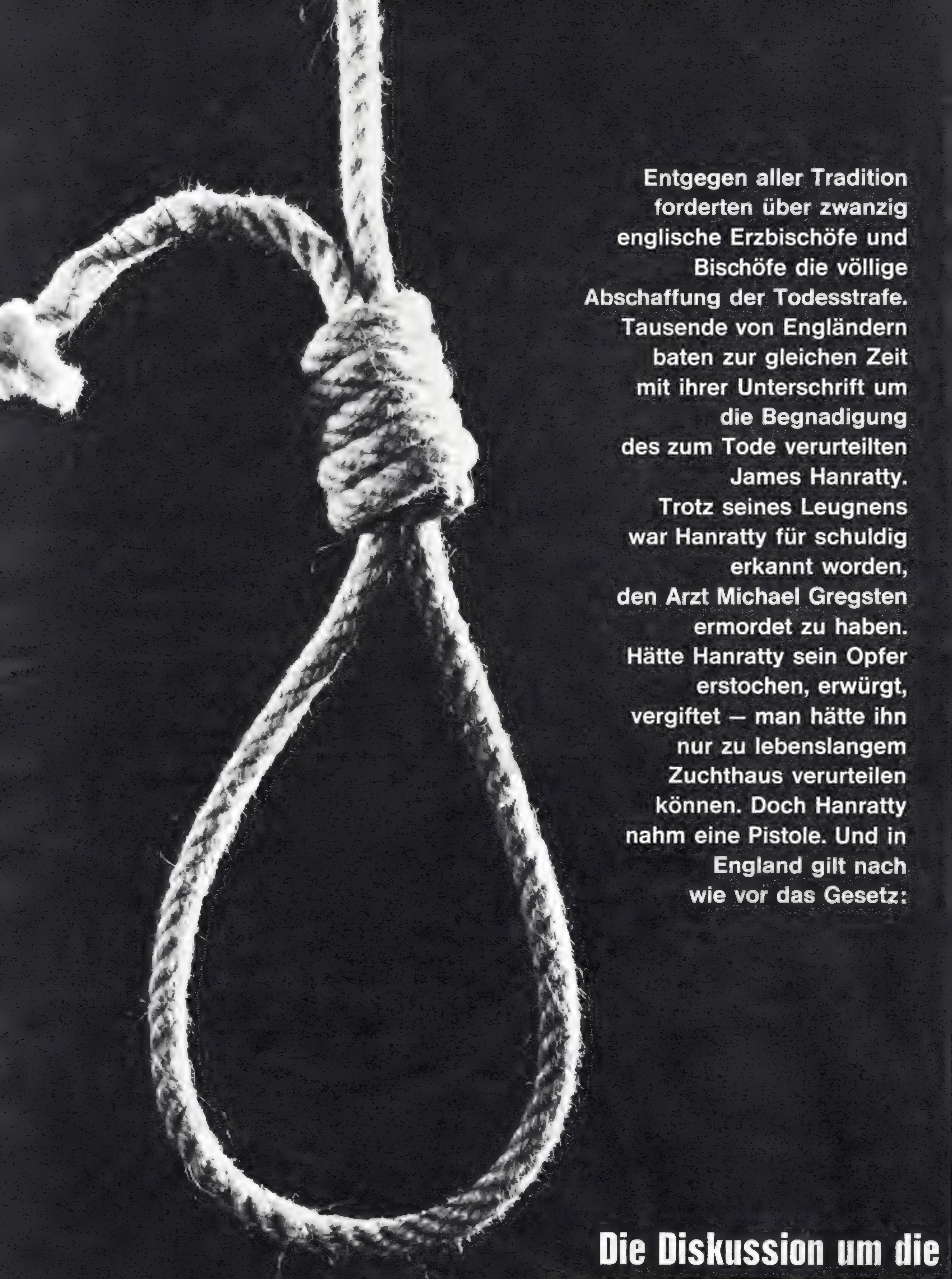
Hank Ballard, der den Schlager „Twist" schrieb, hat nicht mehr ein Gramm Fett am Leib.

Und Edie Adams, das Mädchen, das den Twist-Wahn in Hollywood begann, verlor 15 Pfund während der Proben zu dem ebenso erhebenden wie geistreichen Film „Der Twist schlägt zurück".

Jazzsänger Elvis Presley, der vor Jahr und Tag wegen seiner Wakkelei auf der Bühne von vielen Kritikern scharf angegriffen wurde, empörte sich: „Als ich so wackelte, schrieben die Kritiker, ich würde Amerika zu einer Nation von jugendlichen Verbrechern machen. Heute stehen die gleichen Männer, die gegen mich schrieben, auf dem Parkett und tanzen — Twist!"

Das Twist-Rezept ist denkbar einfach: Man stelle sich 20 Zentimeter von seinem Partner entfernt auf. Man schwinge seine Hüften im Kreis, erst rechtsherum, dann linksherum. Man lege sein ganzes Gewicht auf den linken Fuß und tue mit dem rechten so, als wolle man eine brennende Zigarette austreten. Dann verlege man sein Gewicht auf den rechten Fuß und trete die imaginäre Zigarette mit dem linken Fuß aus. Während all dieser Bewegungen sollte man so wackeln und sich schütteln, als sei man gerade aus der Badewanne gestiegen.

Man braucht kein guter Tänzer zu sein. Das ist der größte Reiz des Twists. Man braucht den Mut zum Wackeln. Und den haben Millionen. Sogar in der ungarischen Hauptstadt Budapest hat der Wakkeltanz seinen Einzug gehalten. Wenn das kein Fortschritt ist . . .


Entgegen aller Tradition
forderten über zwanzig
englische Erzbischöfe und
Bischöfe die völlige
Abschaffung der Todesstrafe.
Tausende von Engländern
baten zur gleichen Zeit
mit ihrer Unterschrift um
die Begnadigung
des zum Tode verurteilten
James Hanratty.
Trotz seines Leugnens
war Hanratty für schuldig
erkannt worden,
den Arzt Michael Gregsten
ermordet zu haben.
Hätte Hanratty sein Opfer
erstochen, erwürgt,
vergiftet – man hätte ihn
nur zu lebenslangem
Zuchthaus verurteilen
können. Doch Hanratty
nahm eine Pistole. Und in
England gilt nach
wie vor das Gesetz:
Die Diskussion um die

Ein Bericht von Herbert Speckner

Wer schießt, muß hängen

Todesstrafe ist wieder entbrannt

Der Henker von London lächelt. 25 Jahre lang hat Albert Pierrepoint zum Tode verurteilten Männern und Frauen die Hanfschlinge um den Hals gelegt. Jetzt hat Pierrepoint sich zur Ruhe gesetzt. Jüngere übernahmen sein grausiges Amt.

Wissen Sie, wie einem Menschen zumute ist, der zum Tode verurteilt wurde und zur Hinrichtung geführt wird? Vermutlich nicht. Oder besser: Gott sei Dank nicht.

Daher wollen wir jetzt einmal gemeinsam einen Verbrecher auf seinem letzten Gang begleiten:

„Er hatte im Gefängnis gesessen und, wie ich später las, die Hinrichtung erst in einer Woche erwartet. Um fünf Uhr morgens schlief er noch. Es war Ende Oktober: Da ist es um fünf Uhr kalt und dunkel. Der Gefängnisaufseher trat mit der Wache leise ein und berührte vorsichtig seine Schulter.

Jener erwachte, richtete sich auf, sah das Licht und die Wachen. „Was ist?" — „Um zehn Uhr findet die Hinrichtung statt."

Zuerst soll er es gar nicht geglaubt haben, es heißt, er habe sogar gestritten und behauptet, die Papiere könnten nicht vor einer Woche zurückkommen. Doch als er nach dem jähen Erwachen vollends zu sich kam, da hörte er auf zu widersprechen.

Die ersten drei oder vier Stunden vergehen über den Vorbereitungen: Da kommt der Geistliche, dann das Frühstück, zu dem er Wein, Kaffee und Rindfleisch erhält.

Darauf folgt das Ankleiden des Verurteilten — Sie wissen doch, worin das besteht? — nun, und dann wird er durch die Stadt zum Schafott geführt ... Ich glaube, auch hier muß es dem Betreffenden scheinen, daß noch ein unendlich langes Leben vor ihm liegt, während er hingeführt wird. Sicherlich denkt er unterwegs: »Oh, es ist ja noch weit, noch drei ganze Straßen weit habe ich zu leben; jetzt habe ich noch die erste vor mir, dann kommt erst die zweite und dann erst die dritte, wo rechts der Bäckerladen ist ...

Oh, bis wir erst zum Bäckerladen kommen!«

Ringsum drängt sich das Volk, ringsum Geschrei und Lärm, zehntausend Gesichter, zehntausend Augenpaare — alles das muß er ertragen, doch das Schrecklichste ist der Gedanke: »Da sind ihrer zehntausend, und von

WER SCHIESST, MUSS HÄNGEN

Fortsetzung von Seite 27

ihnen wird keiner hingerichtet, nur ich allein werde hingerichtet.«

Und das ist alles erst der Anfang! Eine kleine Treppe führt zum Schafott hinauf. Vor dieser Treppe brach er plötzlich in Tränen aus und war doch dabei ein starker Mensch mit männlichem Charakter und ein großer Missetäter, wie man erzählte. Der Geistliche wich keinen Augenblick von seiner Seite, er fuhr auch im Verbrecherkarren mit ihm zum Richtplatz und sprach die ganze Zeit auf ihn ein, doch wird dieser ihm wohl kaum zugehört haben.

Endlich begann er die Treppe emporzusteigen. Die Füße waren ihm ja gefesselt, und so bewegte er sich nur mit kleinen Schritten vorwärts. Der Geistliche muß ein verständiger Mann gewesen sein: Er hörte auf zu reden und hielt ihm immer nur das Kreuz zum Küssen hin.

Vor der Treppe war er sehr bleich. Als er aber oben anlangte und auf dem Schafott stand, da wurde er plötzlich weiß. Zweifellos wurden seine Füße schwach und steif, und es quälte ihn eine gewisse Übelkeit — als wenn ihn etwas auf die Kehle drücke.

Hier nun, als diese Schwäche bei ihm eintrat, hielt ihm der Geistliche mit einer schnellen Geste und ohne ein Wort zu sagen, das Kreuz zum Kuß hin, fast so nah, daß es die Lippen berührte — es war ein kleines silbernes Kreuz —, und immer wieder hielt er es ihm hin, jede Minute. Und sobald nur das Kreuz seine Lippen berührte, öffnete der Verurteilte die Augen und belebte sich wieder für ein paar Sekunden — und die Füße gingen wieder. Gierig küßte er das Kreuz, ja, er beeilte sich geradezu, es zu küssen, ganz wie man sich beeilte, irgend etwas als Vorrat für alle Fälle mitzunehmen; doch ist es nicht anzunehmen, daß er dabei irgendeinen religiösen Gedanken hatte.

Und so ging er bis zum Block ... Ist es nicht merkwürdig, daß in diesen letzten Sekunden so selten ein Verurteilter in Ohnmacht fällt? Im Gegenteil, das Gehirn scheint ungemein tätig zu sein. Ich denke mir, daß es sehr verschiedene Gedanken sind, die einem durch den Sinn jagen, die man alle nicht zu Ende denkt, und vielleicht sind es sogar sehr lächerliche und ganz nebensächliche Gedanken, wie zum Beispiel: »Dieser lange Mensch dort hat eine Warze auf der Stirn — hier der untere Knopf am Kittel des Scharfrichters ist verrostet ...« Gleichzeitig aber kann er doch nichts vergessen, kann er nicht einmal in Ohnmacht fallen. Und um dieses eine Unvergeßliche dreht sich alles in seinem Hirn. Und das dauert bis zur letzten Viertelsekunde, wenn der Kopf bereits auf dem Block liegt und wartet und weiß und dann plötzlich hört, wie das Eisen über ihm rutscht!

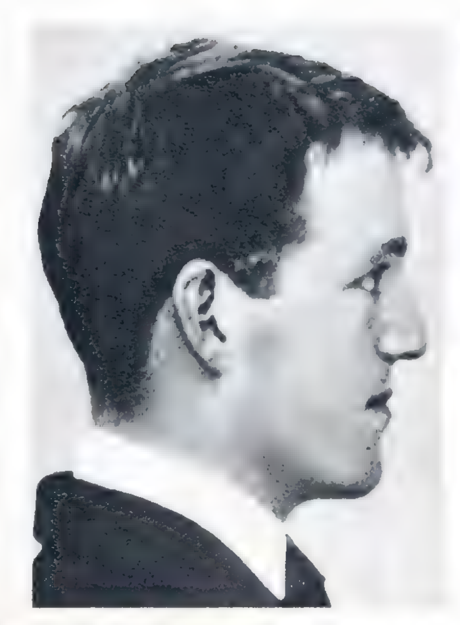
Wenn das Fallbeil niedersaust

Das muß man ja doch unbedingt noch hören! Ich würde, wenn mein Kopf auf dem Block läge, absichtlich hinhorchen und unfehlbar das Geräusch des Niederfallens hören. Es dauert das vielleicht nur ein Zehntel eines Augenblicks, aber man muß es doch unbedingt hören! Und denken Sie, bis jetzt noch streitet man darüber, ob nicht der Kopf, wenn er schon abgeschlagen ist, noch eine Sekunde lang weiß, daß er jetzt abgeschlagen ist und herunterfliegt — können Sie sich das vorstellen?'

Diese Schilderung — Sie werden es inzwischen schon erraten haben stammt aus einem Roman.

Aus einem Schundroman? Aus einer sensationellen, reißerischen Kolportage?

Sie stammt aus dem weltberühmten







Es geschah am Abend des 22. August 1961: Am Rande der Autostraße A 6, nördlich von London, saß Michael Gregsten mit seiner 22jährigen Freundin Valerie Storie im geparkten Wagen. Plötzlich klopfte ein Mann ans Fenster. Mit einer Pistole zwang er Gregsten, ihn stundenlang spazierenzufahren. Die Waffe im Nacken, mußte Gregsten sogar Zigaretten kaufen und Benzin tanken. Dann erst machte der Gangster dem grausamen Spiel ein Ende: Er erschoß Gregsten, vergewaltigte das Mädchen und jagte ihr zahlreiche Schüsse in den Leib, ehe er floh. Valerie kam mit dem Leben davon. So konnte sie später James Hanratty als Täter identifizieren. Das Schwurgericht zu Bedford glaubte Hanratty seine Unschuld nicht, die er beteuerte. Es verurteilte ihn zum Tod durch den Strang. Unsere Bilder zeigen: Hanratty (links), Gregsten (rechts), Richter Gorman (unten), unter dessen Vorsitz die Geschworenen James Hanratty schuldig sprachen.

Roman „Der Idiot", den der russische Dichter Dostojewski im vorigen Jahrhundert schrieb.

Nun kann man einwenden: Das Rußland von damals ist nicht das England von heute.

Richtig! Niemand wird heutzutage in einem zivilisierten Land öffentlich geköpft. Und England hat eine der schnellsten und damit humansten Hinrichtungsmethoden der Welt, das Hängen.

Im amerikanischen Bundesstaat Ohio vergehen zwei bis drei Minuten zwischen dem Augenblick, in dem der Verurteilte die Todeszelle verläßt und seinem Tod im Elektrischen Stuhl. In Pennsylvanien dauert es drei bis vier Minuten.

Beim Tod in der Gaskammer verstreichen in Kalifornien vierzig Sekunden zwischen dem Moment, in dem der Gefangene die Kammer betritt, und der Sekunde, in der er bewußtlos wird. In Colorado dauert das Festschnallen länger. Hier erstreckt sich die Hinrichtung über zwei Minuten, in Nevada über sieben, in Nord-Karolina über elf Minuten.

In Iowa, wo die Verurteilten wie in England gehängt werden, vergehen sechs Minuten zwischen dem Verlassen der Todeszelle und dem Tod.

In Schottland dagegen betritt der Henker die Zelle des Todeskandidaten, und schon fünfunddreißig bis sechzig Sekunden später ist die Hinrichtung vollstreckt. In England und Wales geht es noch schneller: neun bis fünfundzwanzig Sekunden.

Der bekannte deutsche Gerichtspsychiater der dreißiger Jahre, Hoche, scheint also recht gehabt zu haben, wenn er sagte: „Weder das Totsein noch das Getötetwerden ist ein Leiden. Zahnarzt ist schlimmer als die Guillotine.'

Stimmt das wirklich? Lesen Sie einmal, was Albert Pierrepoint, seit fünfundzwanzig Jahren Henker von England, im britischen Fernsehen berichtete:

„Wenn ein Mensch hingerichtet werden soll, müssen mein Assistent und ich bereits am Vortag um vier Uhr im Gefängnis sein. Wir müssen dort bleiben, bis alles vorbei ist. Man berichtet uns die Körpergröße und das Gewicht des Gefangenen. Man gibt uns die Möglichkeit, ihn bei seinem Spaziergang oder in seiner Zelle unbemerkt zu beobachten. Erst wenn wir einen Eindruck von seinem Äußeren gewonnen haben, können wir die Hinrichtung vorbereiten.

Gewöhnlich befindet sich die Hinrichtungskammer unmittelbar neben der Todeszelle. Sie ist ein kleiner Raum mit einer Falltüre im Fußboden. Mit einem Sandsack proben wir das Herunterfallen. Wir lassen den Sandsack über Nacht hängen, damit das Seil straff bleibt.

Wenn es am nächsten Morgen Zeit für die Hinrichtung ist, prüfen wir nochmals die Vorrichtung. Dann gehen wir in die Todeszelle.

Gewöhnlich mache ich es so, daß uns der Gefangene beim Eintreten den Rücken zuwendet. Ich will vermeiden, daß er sich aufregt. Dann fessele ich seine Arme mit einem Lederriemen auf dem Rücken. Jetzt wird der Gefangene aus der Zelle in die Hinrichtungskammer gebracht und dort auf die Falltür gestellt. Während mein Assistent seine Beine zusammenbindet, stülpe ich ihm eine weiße Kappe über den Kopf und lege die Schlinge um seinen Hals.

Der Knoten ist das Geheimnis daran. Wir müssen ihn unter der linken Kinnbacke anbringen. Denn wenn wir ihn an dieser Seite haben, dann rutscht der Knoten beim Herunterfallen des Körpers unter das Kinn, und dadurch wird das Kinn zurückgeworfen. Säße aber der Knoten rechts, würde er auf den Nacken nach hinten rutschen und dadurch den Hals nach vorne werfen.

was einer Erdrosselung gleichkäme. In diesem Falle könnte der Verurteilte noch eine Viertelstunde lebend am Seil hängen.

Sobald ich sehe, daß alles fertig und bereit ist, setze ich den Hebel in Bewegung, und gleich ist alles vorbei."

Viele Menschen in England und in Deutschland halten Pierrepoints Henkeramt für verabscheuungswürdig und lehnen die Todesstrafe ab. Die Mehrzahl jedoch hält den Henker für notwendig.

Bei einer Meinungserforschung in England sprachen sich 1938 50 Prozent der Befragten für die Todesstrafe aus, 1947 waren es 68 Prozent. 1955 stimmten bei einer Umfrage der Zeitung „Daily Mirror" 65 Prozent gegen die Todesstrafe. Bei einer Gallup-Umfrage im März 1960 waren wieder 78 Prozent für den Galgen.

In Österreich stimmten 1957 bei einer Gallup-Umfrage 70 Prozent der Befragten für die Todesstrafe, ein Jahr später waren es sogar 75 Prozent.

Unter der deutschen Bevölkerung ergab 1954 eine Umfrage 88 Prozent Stimmen für die Todesstrafe. 1961 waren es nur mehr 63 Prozent.

1961 sprachen sich unter deutschen Rechtsanwälten und Notaren 83 Prozent der Befragten für die Wiedereinführung der Todesstrafe in der Bundesrepublik aus. Im gleichen Jahre lehnten 86 Prozent der befragten Studenten bayerischer Universitäten die Todesstrafe entschieden ab. Sie bestätigen damit die Erfahrung, daß die Jugend in Deutschland der Todesstrafe skeptischer gegenübersteht als die ältere Generation.

Die Meinung der Bevölkerung schwankt. Nach besonders gräßlichen Morden rufen bei uns die meisten entsetzt nach der Todesstrafe. So 1956, als der 18jährige Helmut Winnerl in Niederbayern ein Mädchen vergewaltigte und drei Stunden lang zu Tode quälte. So im vergangenen Jahr, als Heinrich Pommerenke vom Schwurgericht Freiburg wegen vier Sexualmorden und 14 Mordversuchen zu lebenslangem Zuchthaus verurteilt wurde.

Wird aber in England jemand hingerichtet, dessen Schuld umstritten ist, oder stellt es sich gar heraus, daß jemand unschuldig hingerichtet wurde, dann mehren sich die Stimmen, die rufen: Schafft den Galgen ab! So im Fall Ruth Ellis, so im Fall Evans.

Mörderin aus Liebe

Erinnern Sie sich: Die hübsche Ruth Ellis, 28 Jahre alt, hat 1955 aus rasender Eifersucht ihren Geliebten erschossen, nachdem er sie nachgewiesenermaßen herzlos behandelt hatte. Es bestand der Verdacht, daß sie sich nach der Hinrichtung sehnte, um wieder mit ihm vereint zu sein. Ihr letzter Wunsch war: Legt Veilchen auf sein Grab. Ruth Ellis, die „Mörderin aus allzu großer Liebe" wurde gehängt, während weit brutalere Mörder weiterleben durften.

Erinnern sie sich: 1949 wurde Timothy Evans des Mordes an seiner Frau und an seinem Kind angeklagt. Bei der Verhandlung widerrief Evans sein Geständnis und beschuldigte den Kronzeugen der Anklage, seinen Nachbarn John Christie, des Mordes. Evans wurde für schuldig befunden und hingerichtet.

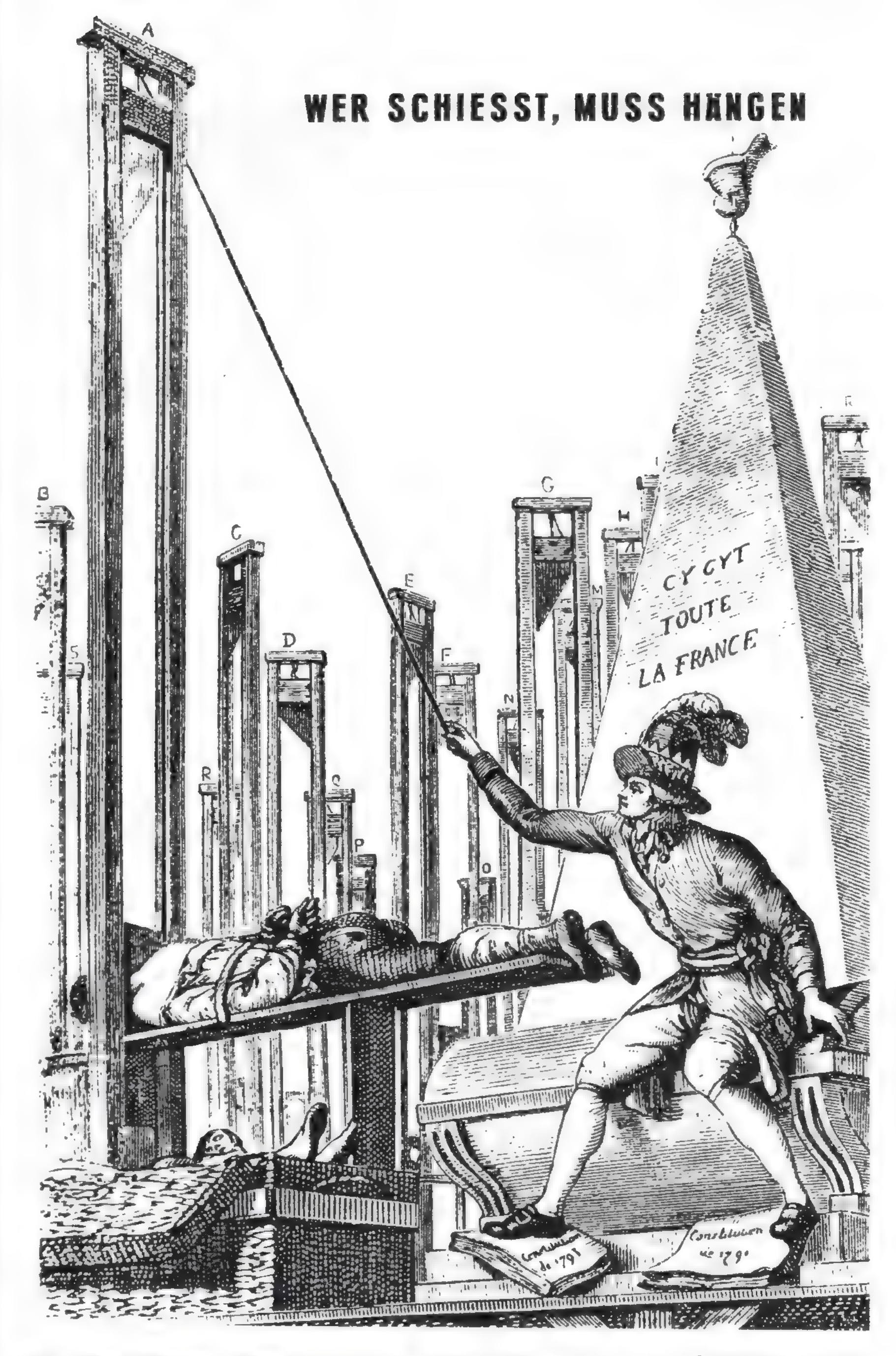
1953 kam Christie selbst vor Gericht. Man hatte in seinem Garten sechs Frauenleichen gefunden. Christie gestand, auch Frau Evans ermordet zu haben. Er wurde hingerichtet. Evans freilich wurde dadurch nicht wieder lebendig!

Erinnern Sie sich: 1958 wurde in Deutschland Maria Rohrbach wegen Mordes an ihrem Mann zu lebenslangem Zuchthaus verurteilt. 1961 wurde der Prozeß wieder aufgerollt: Sie wurde freigesprochen. Hätte es in der Bundesrepublik noch die Todesstrafe gegeben, so hätte der Justizmord an Maria Rohrbach nie wiedergutgemacht werden können.

Erinnern Sie sich: Im Oktober 1961

Bitte umblättern

WER SCHIESST, MUSS HÄNGEN



Nur einen kühlen Luftzug im Genick sollte fühlen, wer mit der Guillotine geköpft wird. Der Arzt Guillotin wollte mit seiner Köpfmaschine die Hinrichtung menschlicher machen. Doch was geschah? In der Französischen Revolution fielen Zehntausende der Guillotine zum Opfer. Ein zeitgenössisches Flugblatt geißelt die Hinrichtungswut.

Fortsetzung von Seite 29

holte man einen Sizilianer nach sieben Jahren wieder aus dem Zuchthaus, in das ihn ein Gericht wegen Brudermordes geschickt hatte. Man hatte entdeckt, daß der Bruder überhaupt nicht tot war.

Aufsehenerregende Kriminalfälle bringen Menschen zum Umdenken über die Todesstrafe. Erschüttert änderte der gewissenhafte frühere englische Innenminister Chuter Ede seine Auffassung, als er von dem Justizmord an Evans erfuhr. Ede hatte seinerzeit Evans Begnadigung abgelehnt. Völlig überzeugt von dessen Schuld, hatte er auf die Akte geschrieben: „Das Recht nehme seinen Lauf." Seinen Lauf nahm — das Unrecht.

Der französische Dichter Albert Camus schildert die Sinnesänderung seines Vaters:

„Kurz vor dem ersten Weltkrieg wurde ein Mörder wegen eines ungewöhnlich scheußlichen Verbrechens (er hatte eine ganze Bauernfamilie, Eltern und Kinder, umgebracht) in Algier zum Tode verurteilt.

Der Prozeß erregte großes Aufsehen. Die Öffentlichkeit war der Meinung, daß für ein solches Ungeheuer selbst die Enthauptung eine zu milde Strafe sei. Dies war auch die Ansicht meines Vaters, den insbesondere die Ermordung der Kinder empört hatte.

Jedenfalls gehört zu dem wenigen, was ich von ihm weiß, die Tatsache, daß er zum erstenmal in seinem Leben beschloß, einer Hinrichtung beizuwohnen.

Er stand mitten in der Nacht auf, um sich mit vielen anderen Leuten zusammen ans andere Ende der Stadt auf den Richtplatz zu begeben. Was er an jenem Morgen sah, erzählte er keinem Menschen. Meine Mutter berichtet nur, daß er mit verstörtem Gesicht überstürzt nach Hause kam, sich ohne ein Wort der Erklärung einen Augenblick auf sein Bett legte und sich plötzlich erbrach.

Er hatte eben die Wirklichkeit entdeckt, die sich hinter den hochtrabenden, bemäntelnden Redensarten verbarg. Anstatt an die hingemetzelten Kinder zu denken, hatte er nur noch den an allen Gliedern zitternden Körper vor Augen, den man auf ein Brett geworfen hatte, um ihm den Hals durchzuschneiden.

Diese althergebrachte Handlung muß wohl ausnehmend gräßlich sein, wenn sie stärker ist als die Empörung eines einfachen, aufrechten Mannes, so daß die Strafe, die ihm hundertmal verdient erschien, schließlich nichts als Übelkeit in ihm hervorrief. Wenn die Vollstreckung des Rechts dem ehrbaren Bürger, zu dessen Schutz es da ist, nur Übelkeit bereitet, kann schwerlich behauptet werden, diese Vollstrekkung sei dazu angetan, mehr Frieden und Ordnung in das Gemeinwesen zu bringen. So wird im Gegenteil deutlich, daß sie genauso empörend ist wie das Verbrechen, und daß dieser weitere Mord die der Gesellschaft zugefügte Beleidigung nicht nur wiedergutmacht, sondern durch eine neue Schmach verschärft ..."

Camus' Vater wurde also zum Feind der Todesstrafe. Umgekehrt begannen bedeutende Gegner der Todesstrafe unter dem Eindruck scheußlicher Verbrechen den Henker zu befürworten.

Ist das Volk geteilter Meinung über die Todesstrafe — die Fachleute sind

es erst recht. Der jetzige Bundesjustizminister Stammberger lehnt die Todesstrafe ab. Sein Vorgänger Schäffer trat für sie ein. Dessen Vorgänger Merkatz lehnte sie ab. Bundestagsvizepräsident Jäger fand gewichtige Argumente für die Todesstrafe. Andere fanden nicht weniger triftige Gründe dagegen.

Was sind das für Gründe?

Wohl jeder sieht ein, daß ein Mord ein furchtbares Verbrechen ist und schwerer Sühne bedarf. Viele meinen, er könne nur mit dem Tode gesühnt werden. So schrieb der inzwischen verstorbene Freiburger Erzbischof Wendelin Rauch: „Die Todesstrafe ist zuerst Sühne und Vergeltung für die gegen die Ordnung und dadurch gegen Gott gerichtete verbrecherische Tat."

Luther ist mit markigen Worten für die Todesstrafe eingetreten. Calvin war noch strenger. Und heute? Die Mehrheit der katholischen und evangelischen Theologen hält die Todesstrafe für sittlich erlaubt. Die Praktiker unter den Theologen haben freilich häufig gegen die Todesstrafe Stellung genommen.

Viele deutsche Gefängnispfarrer befürworteten die Todesstrafe. Zum Beispiel der Kurat der Münchner Gefängnisse, Greinwald. Der englische Gefängnispfarrer Arthur Hoyles gelangte zur entgegengesetzten Auffassung.

Der evangelische Theologe Karl Barth schrieb, es sei widersinnig, jemand zur Sühne hinrichten zu wollen. Denn Christus habe ja die Sühne durch seinen eigenen Tod schon geleistet.

Man muß wohl dem Kammergerichtspräsidenten Dr. Skott zustimmen, der 1958 vor der Großen Strafrechtskommission des Bundestages sagte: „Vom religiösen Standpunkt aus dürfte sich ebensoviel für wie gegen die Todesstrafe sagen lassen. Insbesondere bietet die Bibel für jede der beiden Auffassungen gleichermaßen Stützen." Skott trat für die Todesstrafe ein.

Mörder auf freiem Fuß?

Die Justiz ist verpflichtet, die Gesellschaft zu schützen. Die einen meinen, nur der Tod des Mörders biete diesen Schutz. Aus dem Gefängnis kann der Mörder wieder ausbrechen. Er kann bei einem politischen Umsturz wie 1945 daraus befreit werden. Andere meinen, die Zuchthäuser seien sicher genug.

Anhänger der Todesstrafe sagen oft, die meisten Mörder gingen im Angesicht des Galgens wenigstens reumütig in den Tod. Eine Zuchthausstrafe mache sie nur verstockt.

Stimmt das? Kann sich — gewiß nicht jeder — aber doch mancher Mörder bessern?

Lassen wir Zahlen sprechen: In England wurden zwischen 1928 und 1948 174 Mörder zu Zuchthaus verurteilt und später wieder entlassen. Davon wurde nur einer wegen nochmaligen Mordes angeklagt.

Im amerikanischen Bundesstaat Ohio wurden von 1945 bis 1960 169 Mörder auf Bewährung entlassen. Nur zwei begingen bisher neue Verbrechen. Die anderen führten sich besser als alle anderen Täter, die wegen sonstiger Verbrechen unter Bewährung standen.

1953 wurde der britischen Königlichen Kommission folgender Bericht aus Commonwealth-Ländern vorgelegt.

Neu-Südwales: Im allgemeinen verhalten sich freigelassene Mörder gut.

Queensland: Von 1900 bis 1950 begingen nur vier freigelassene Mörder neue Verbrechen.

Südaustralien: Keiner der vorzeitig Entlassenen mußte wieder inhaftiert werden.

Kanada: Der Durchschnitt der Versager bei freigelassenen Mördern betrug drei Prozent.

Bei diesen Zahlen darf man natürlich nie vergessen, daß nur ein Bruchteil der Mörder wieder freigelassen wird, und zwar die, die sorgfältig auf ihren guten Willen geprüft wurden.

Fortsetzung auf Seite 64



Roger Vadim, französischer Regisseur und Saint-Tropez-Besucher, läßt sich neuerdings von zwei Frauen begleiten: von seiner Exfrau Brigitte Bardot und von seiner Verlobten Catherine Deneuve (Bild). Mit BB dreht er den Film „Das Ruhekissen". Über Catherine bleibt außer der Tatsache, daß sie Schauspielerin ist, nur zu sagen: Sie sieht der Bardot sehr ähnlich.



Elizabeth Taylor, „Cleopatra" aus Amerika, inspirierte die römischen Feinschmecker. In den Lokalen der italienischen Hauptstadt gibt es neben „Canelloni Cleopatra", „Spaghetti Bolognese à la Burton", „Kalbsspezialität à la Harrison" und „Salat Mankiewicz" jetzt endlich auch ein „Törtchen à la Liz Tailor".

Frank Sinatra, erst kürzlich von Juliet Prowse entlobt, erlitt eine zweite Enttäuschung. Während eines Aufenthaltes in Palm Springs (Florida) entschied sich Präsident Kennedy, die Einladung, Logiergast bei Frankie-Boy zu sein, „aus Sicherheitsgründen" abzulehnen. Er zog statt dessen zu — Bing Crosby. Frankie war so traurig, daß er sich daraufhin mit seiner „Geschiedenen", Ava Gardner, verabredete.

Lil Babs, in Deutschland schnell bekanntgewordenes Schlagersternchen aus dem kühlen Norden, hat sich Camembert zum Leibgericht erkoren. In ihren Koffern führt sie sicherheitshalber immer Käsevorräte für mehrere Tage mit. Wenn Lil in irgendeinem Hotel angelangt ist, packt sie als erstes die Käseschachteln aus und verzehrt ohne jede Anstrengung bis zu drei Camemberts hintereinander. Trotz aller Vorsorge ging ihr jedoch im „Bayrischen Hof" in München der Käse aus. Flugs begab sie sich in die Küche, freundete sich mit den Köchen an und ließ sich mit allen vorhandenen Camembertsorten verwöhnen . . .



Claus Holm, Schau- und Lichtspieler, gab eine Sondervorstellung bei einem festlichen Empfang des deutschen Films in Berlin. Als eine Pressekamera auftauchte, steckte er in voller Länge die Zunge heraus. Offenbar wollte er mit dieser interessanten Mimik seinen Beitrag zum abendbeherrschenden Gesprächsthema liefern: Wie steht das Publikum zur deutschen Filmkunst?

Reni Walter, Teil des singenden Tanzpaares Reni und Chris, trennte sich für immer von ihrer Partnerin Christel Rackow. Trotz wachsender Erfolge auf Platte und Bildschirm bestätigte sich das Paar immer häufiger als Zankpaar, was schließlich zum Bruch führte. Künftig will Reni das Publikum allein begeistern. Was ihr sicher gelingen wird, da man sie in Fachkreisen bereits als „kommende Caterina Valente" bezeichnet hat . . .

Elizabeth, Königinmutter von England, beschloß zu ergrauen. Sie trägt jetzt grauweiße Strähnen im braunen Haar, die zwar schon seit längerer Zeit vorhanden waren, bislang aber immer gefärbt wurden.

Hussein I., König von Jordanien ließ seiner Begeisterung für den Go-Kart-Sport freien Lauf. Zum internationalen Go-Kart-Rennen in der Berliner Deutschlandhalle schickte Seine Hoheit folgendes Grußtelegramm: „Hoffe, daß Sie alle Freude an diesem Sport haben. Bedaure, daß ich nicht selbst teilnehmen kann."

Sabine Sinjen, Teenagerstar, mußte auf eine Bühnenrolle verzichten, weil Managerin Elli Silman Angst um das schöne Hälschen ihres Schützlings hatte. Klaus Kinski, der einst Vera Tschechowa im Spielfieber auf der Bühne derartig gewürgt hatte, daß sie fast ohnmächtig wurde, wollte Sabine für ein neues Stück als Partnerin haben. Managerin Silman lehnte mit der Begründung „zu riskant" ab.

Peter Kraus, vom Thron gestürztes Teenager-Idol, führt dem Grazer Schlagersternchen Eva Astor garantiert echte Montmartre-Atmosphäre vor. Ort dieser Vorführung ist der „Cha-Cha-Cha-Club" am Münchner Rotkreuzplatz, in den sich Peter allabendlich mit Eva begibt, nachdem er sie im flotten Sportwagen vom Hotel Petra abgeholt hat. Peters vorausgegangener Flirt, die blonde Schwedin Lil Babs, um die er sich anfangs heftig bemüht hatte, ist abgeschrieben, seit sie Ex-Wackler Kraus beim Twisten in aller Öffentlichkeit klar nach Punkten geschlagen hat. Lil schwenkte noch die Hüften, als das heiße deutsche Peterle schon längst erschöpft und nach Luft schnappend aufgegeben hatte. Bei Eva braucht Peter derartiges nicht zu befürchten. Sie verriet ihm am gleichen Abend, daß sie lieber auf Tuchfühlung tanzt.

Alexander Kerst, fern zu sehen auf allen Kanälen, ist jetzt überzeugt, daß es Schutzengel gibt. Bei einer Geschwindigkeit von 120 km/st auf der Autobahn München—Berlin zertrümmerte ein faustgroßer Stein die Windschutzscheibe seines Wagens und zischte nur Millimeter am Kopf vorbei in die Polster. Ein vor ihm fahrender Lastzug hatte den Brocken hochgeschleudert. Zum Glück wurde das markante Mattscheiben-Profil Alexanders nicht von einem einzigen Splitter angekratzt.



Don Jaimes Exdiener Gastone Petraccin



Don Jaime de Mora y Aragon, schwarzes Schaf seiner königlichen Schwester Fabiola, ist sauer auf seinen ehemaligen Kammerdiener Gastone Petraccin. Der hat nämlich, weil er in den vergangenen fünf Monaten kein Gehalt erhielt, gekündigt und die sonderbaren Gewohnheiten seines Ex-Herrn in der römischen Zeitschrift „Lo Specchio" enthüllt. Gastone behauptet, der flotte Graf habe nie Geld gehabt. Außerdem soll er seine ständige Begleiterin, das schwedische Mannequin Margit Ohlsen, nicht lieben, sondern nur aus Gründen der Popularitätshascherei bei sich behalten. Als „Fabiolo" erfuhr, daß Gastone geplaudert hatte, nannte er ihn einen niederträchtigen Menschen und verklagte ihn. Obwohl die beiden, nach Gastons Reden zu urteilen, so gut miteinander „befreundet" waren, daß Don Jaime de Mora y Aragon seinem Kammerdiener Fotos mit der Aufschrift „Meinem lieben Gastonchen" schenkte.


1923
Mit 8 mal 4 24 Stunden bezaubernd frisch!
Zu jeder Stunde schenkt Ihnen 8 mal 4
mit Seife, Puder, Spray oder Roller das sichere
Gefühl, durch die desodorierende Wirkung
bezaubernd frisch zu sein.
8 mal 4
8 mal 4
8 mal 4
8 mal 4
DM 1.50
DM 3. –
DM 3.75
DM 4.75
A 2106



DR. MED. FABIAN NOTIERT

Ein Luftballon als Operationssaal

Vor einiger Zeit fand in den USA eine der seltsamsten Operationen statt, die es wohl je gegeben hat: Ein Patient wurde in den Operationssaal gebracht. Die Haut wurde — wie sonst auch — mit einer antiseptischen Flüssigkeit eingerieben. Dann aber strich der Operateur einen sterilen Leim auf die Haut und klebte darauf sorgfältig den Rand eines nach unten offenen Ballons aus durchsichtigem Plastikstoff.

Er wartete eine Weile, bis der Ballon fest angeklebt war, dann schob er unter den Ballon das Ende eines Schlauches und gab der Schwester ein Zeichen.

Sie setzte eine kleine elektrische Pumpe in Gang, die mit dem Schlauch verbunden war. In kurzer Zeit war der Ballon aufgeblasen und stand auf dem Leib wie eine durchsichtige Glaskugel.

In dieser Plastikkugel lag ein kleiner Plastikbehälter, in dem sich chirurgische Instrumente befanden. Der Chirurg zog sich die Gummihandschuhe an und schlüpfte mit seinen Armen durch enge Schlitze, die seitlich in den Ballon eingeschnitten waren. Er löste den Verschluß des Plastikbehälters und nahm das Skalpell heraus. Mit sicherer Hand führte er es unter dem schützenden Plastikballon, operierte flink, holte andere Instrumente, die er brauchte, aus dem Behälter und hantierte damit.

Gespannt verfolgten die Zuschauer die Operation. Sie konnten ganz dicht an den Operationstisch herantreten, ohne daß sie sich Gesichtsmasken umbinden und sterile Kittel überziehen mußten. Man hörte nur das Klicken der Instrumente und das monotone Stampfen der Pumpe, die ununterbrochen Luft in den Ballon schickte. Als die Operation beendet war, klatschten die Anwesenden spontan in die Hände.

Ein Chirurg für 700 000 Menschen

Dieser „kleinste sterile Operationssaal" der Welt wurde von dem Amerikaner Charles Beal aus New Jersey entwickelt. Beal war Arzt auf einer Missionsstation an der Elfenbeinküste. Er war dort der einzige Chirurg für etwa 700 000 Menschen!

Beal hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Räume, in denen er manchmal operieren mußte, entsprachen in keiner Weise den Anforderungen, die ein Chirurg an einen Operationssaal stellt.

Jedes Krankenhaus muß nämlich normalerweise zwei Operationssäle haben. In dem sogenannten aseptischen Operationssaal werden nur Eingriffe durchgeführt, bei denen mit größter Wahrscheinlichkeit keine Infektionen zu erwarten sind, wie Magenoperationen, Bruchoperationen und ähnliche.

Im „septischen" Operationssaal dagegen werden alle die Patienten operiert, deren Krankheit mit einer Eiterung, also einer Infektion einhergeht, wie Abszesse, eitrige Blinddärme, Karbunkel.

Jeder, der den keimfreien „aseptischen" Operationssaal betritt, muß verhindern, daß er Keime einschleppt. Deswegen muß er sich Überschuhe anziehen, einen neuen Kittel anlegen und Haare, Mund und Nase mit Mützen und Mulltüchern bedecken.

Sind Bakterien einmal in einen Operationssaal eingedrungen, ist es meist sehr schwer, sich ihrer wieder zu entledigen. Trotz allen Scheuerns mit keimtötenden Lösungen ist die Gefahr einer Infektion der sauberen Operationswunden dann sehr groß. Eine Zeitlang ist versucht worden, mit ultraviolettem Licht die Luft von Bakterien zu befreien, aber auch diese Maßnahme hat sich nicht als ausreichend erwiesen.

Es muß also alles daran gesetzt werden, von vornherein keine Keime in den Operationssaal gelangen zu lassen. Aber selbst wenn das Personal alle Vorschriften beachtet, gelingt es den Bakterien doch immer wieder, die Sperre zu durchbrechen.

Todfeind des Tropenarztes: die Fliege

Fliegen sind im Sommer gefürchtete Bakterien-Einschlepper. Zwar sind die Fenster des Operationssaales durch Fliegendraht gesichert, aber es gelingt den Fliegen zuweilen, durch geöffnete Türen einzudringen. Das Blut zieht sie an. Sie setzen sich auf die keimfreien Tücher und laden dort die Bakterien ab, die sie massenhaft an ihren Beinen tragen. Noch heute gehört die Fliegenklatsche zum eisernen Bestand jedes Operationssaales. Das Personal macht sofort Jagd auf jede Fliege, die in den Operationssaal gelangt ist.

Während es sich hier in Europa aber nur um einzelne Fliegen handelt, treten in Afrika fliegende Insekten in ganzen Schwärmen auf. Dr. Beal berichtet, daß alle Abwehrmaßnahmen versagten. Da kam er auf den genialen Einfall: Er entwickelte den Plastikballon, der wie eine Käseglocke die Insekten fernhält. Er stellt gewissermaßen einen Operationssaal in Miniaturausgabe dar.

Wunde, Hände und Instrumente befinden sich innerhalb der Plastikkugel. Die zum Aufrechterhalten der Füllung erforderliche Luft wird durch einen Wattefilter geleitet, der Bakterien und Insekten abhält. Die Sicht ist nicht behindert, da der Plastikballon glasklar ist. Weder Chirurg noch Zuschauer brauchen Masken und Mützen zu tragen. Beides wäre in der Hitze außerordentlich lästig und unbequem. Die Insekten können allenfalls bis an das Äußere der Kugel gelangen, aber nicht an die Wunde selber.

Dieser Miniaturoperationssaal hat sicher eine große Zukunft. Dr. Beal glaubt, daß er vor allem in Entwicklungsländern weite Verbreitung finden wird. Hier sind die hygienischen Verhältnisse meist sehr schlecht. Mit dem Plastikballon ist der Chirurg aber völlig unabhängig von Operationssälen. Überall kann er einen notwendigen Eingriff unter hygienischen Bedingungen durchführen.

Für zwei Mark Keimfreiheit

Zudem ist der Preis eines solchen Ballons außerordentlich niedrig. Dr. Beal gibt an, daß das benötigte Material an Plastik 50 Cents, also umgerechnet zwei Mark, koste.

Es sind daneben auch noch andere Plastik-Operationsbeutel entwickelt worden. Sie haben an den Seiten luftdicht abschließende Löcher, durch die der Operateur seine Arme stecken kann. Während Dr. Beals Operationsballon nur ein Operieren im keimarmen Milieu erlaubt, gestatten diese komplizierten Operationsbeutel ein völlig keimfreies Arbeiten.

Ein absolut keimfreies Operieren ist aber nicht erforderlich — es kann nicht einmal im modernsten Operationssaal erreicht werden. Da diese keimfreien Operationsbeutel zudem wesentlich teurer sind, werden sie nur in ganz bestimmten Ausnahmefällen angewandt werden. Sonst wird man wohl die preisgünstigen Plastikballons Dr. Beals vorziehen.

HOROSKOP für die Woche vom 16. bis 22. April 1962

Widder 21. 3. bis 20. 4.

21. 3. bis 31. 3.: Sie haben Chancen und bekommen Angebote. Aber Sie stiften auch viel Verwirrung. Privates am Mittwoch zur Sprache bringen. *1. 4. bis 10. 4.:* Drei Jahrgänge haben jetzt Besonderes zu erwarten: 1925, wenn Sie am 2. geboren sind; 1930, wenn Sie zwischen dem 8. und 9. das Licht der Welt erblickt haben; und 1914. *11. 4. bis 20. 4.:* Geduld! Geduld! Beruflich und auch privat. Erst am Wochenende erhalten Sie Antwort auf eine Frage.

Stier 21. 4. bis 20. 5.

21. 4. bis 30. 4.: Vorsicht mit neuen Bekanntschaften. Wer leichtsinnig mit Geld, Gefühl oder Vertrauen umgeht, wird es bitter bereuen. *1. 5. bis 10. 5.:* In einer persönlichen Angelegenheit bekommen Sie auch in dieser Woche noch nicht den erhofften Bescheid, aber die Gewißheit, daß Sie nicht umsonst warten. *11. 5. bis 20. 5.:* Das große Wort führt die Liebe. Und nebenbei ist Fortuna am Werk und bastelt an erfreulichen Überraschungen. Ihr Glückstag: Samstag.

Zwillinge 21. 5. bis 21. 6.

21. 5. bis 31. 5.: Viel Glück. Aber leider auch die Tendenz, es selbst zu verwässern. Vorsicht am Sonntag. Unbeherrschte Worte wiegen schwerer, als Sie denken. *1. 6. bis 11. 6.:* Vieles steht auf Messers Schneide. Sorgen durch ältere Anverwandte sind möglich. Vielleicht können Sie am Mittwoch entsprechend vermitteln. *12. 6. bis 21. 6.:* Eine unerfreuliche Sache geht zu Ende, wenn Sie am Montag nicht zu einem alten noch einen neuen Fehler machen.

Krebs 22. 6. bis 22. 7.

22. 6. bis 2. 7.: Geben Sie keine bindende Zusage, wenn Sie eine Sache nicht nach allen Seiten geprüft haben. Es steht sehr viel auf dem Spiel für Sie. *3. 7. bis 12. 7.:* Aus lauter Gutmütigkeit können Sie in ein privates, höchst fragwürdiges Abenteuer hineinschlittern. Beruflich/finanziell neue Perspektiven. *13. 7. bis 22. 7.:* Man redet nachteilig über Sie, Ihre Familie und Ihre Freunde. Wehren Sie sich ganz entschieden dagegen.

Löwe 23. 7. bis 23. 8.

23. 7. bis 2. 8.: Nicht unterkriegen lassen. Der Erfolg eines Konkurrenten hält nicht an. Sie machen das Rennen. Noch in dieser Woche. *3. 8. bis 12. 8.:* Eine Chance kommt ganz plötzlich. Gewissermaßen über Nacht. Wer am 3. geboren ist, braucht gute Nerven. *13. 8. bis 23. 8.:* Die Ereignisse stagnieren. Wenigstens sieht es nach außen hin so aus. Aber keine Sorge. Hinter den Kulissen tut sich allerhand.

Jungfrau 24. 8. bis 23. 9.

24. 8. bis 2. 9.: Möglich, daß Ihnen da und dort eine kleine Panne passiert. Bringen Sie sie gleich wieder in Ordnung, dann passiert nichts. *3. 9. bis 12. 9.:* Tolerant sein. Diesmal ist es der Partner, der Ihr Verständnis braucht. *13. 9. bis 23. 9.:* Drängen Sie geschäftlich auf bindende Zusagen und schriftliche Abmachungen. Privat etwas zuviel Lärm um nichts. Der kritischste Tag dürfte der Dienstag sein, ganz speziell, wenn Sie am 21. zur Welt gekommen sind.

Waage 24. 9. bis 23. 10.

24. 9. bis 3. 10.: In einer wichtigen beruflichen Sache sollten Sie nicht als Bittsteller auftreten. Fordern Sie. Denn einer guten Leistung gebührt entsprechender Lohn. *4. 10. bis 13. 10.:* Die rechte Zeit für einen geschäftlichen Generalangriff. Privat kommen Sie mit kategorischen Forderungen allerdings nicht sehr weit. *14. 10. bis 23. 10.:* Sie sind im Begriff, einem nahestehenden Menschen bitter Unrecht zu tun. Hören Sie nicht auf Schmeichler, Heuchler und Schnorrer. Eine kleine Probe aufs Exempel lohnt sich am Donnerstag.

Skorpion 24. 10. bis 22. 11.

24. 10. bis 2. 11.: Es heißt jetzt, mit der Konkurrenz Schritt halten. Geschäftlich und auch privat. Wer sich gehen läßt, hat bald das Nachsehen. *3. 11. bis 12. 11.:* Muten Sie sich nicht zuviel zu. Vorsicht im Straßenverkehr. *13. 11. bis 22. 11.:* Überraschende Veränderungen. Wer unüberlegt Geld ausgibt, sieht schon bald seine beruflichen Chancen schwinden, weil er nicht flüssig ist. Ein Glückstag: Dienstag.

Schütze 23. 11. bis 21. 12.

23. 11. bis 2. 12.: Da lockt so vieles. Beruflich, finanziell, privat. Aber sehen Sie sich vor. Sie könnten unversehens in Schwierigkeiten geraten, weil man Sie auszunützen versucht. *3. 12. bis 12. 12.:* Angenehme Überraschungen in puncto Liebe, Ehe, Familie. Für einige auch eine ausgesprochene Erfolgssträhne im Beruf. *13. 12. bis 21. 12.:* Wer Geldangelegenheiten zu regeln hat, sollte es in diesen Tagen tun. Wer Wohnungs- oder Mietfragen lösen muß, sollte nichts übereilen.

Steinbock 22. 12. bis 20. 1.

22. 12. bis 31. 12.: Beruflich nur Teilerfolge, privat die Tendenz für Mißverständnisse. *1. 1. bis 10. 1.:* Der Alltagstrott darf nicht zum Schlendrian werden. Nehmen Sie sich hart an die Kandare, und Sie werden sehen, Sie bekommen wieder Augen für die Dinge, die das Leben verschönen. *11. 1. bis 20. 1.:* Neue Unternehmungen sind mit einigen Schwierigkeiten verbunden. Sie müssen mit Geduld und Ausdauer an die Dinge herangehen. Der Herzenspartner ist Ihnen ganz bestimmt behilflich.

Wassermann 21. 1. bis 20. 2.

21. 1. bis 30. 1.: Diese Tage sind angefüllt mit Verpflichtungen und Terminen. Sie lernen interessante Menschen kennen, die Ihrem Leben neuen Inhalt geben werden. Genau das ist es doch, was Sie sich schon lange wünschen. *31. 1. bis 9. 2.:* Eine freundschaftliche Zusammenarbeit wirkt sich beruflich besonders gut aus. Wenn es zu Meinungsverschiedenheiten kommt, bleiben Sie sachlich. *10. 2. bis 20. 2.:* Verbindungen mit dem Ausland stehen unter guten Aspekten. In der Liebe nicht der erhoffte Erfolg. Drängen Sie keinesfalls am Freitag auf einen Entscheid.

Fische 21. 2. bis 20. 3.

21. 2. bis 1. 3.: Stecken Sie sich ein Ziel, konzentrieren Sie sich darauf und setzen Sie sich mit aller Kraft dafür ein. Es ist der Schlüssel zum Erfolg trotz einiger Widerstände, mit denen Sie rechnen müssen. *2. 3. bis 10. 3.:* Spannungen mit dem Partner, die entweder durch Mißverständnisse oder durch Eifersüchteleien hervorgerufen worden sind. Lassen Sie den Donnerstag nicht ohne Aussprache und Versöhnung vorübergehen. *11. 3. bis 20. 3.:* Sie haben Glück in einer Finanzsache, die Sie schon lange bedrückt.

Wassermann-Frau (21.1.-20.2.) und Skorpion-Mann (24.10.-22.11.)

Wer paßt zu wem?

Eine Serie von Karl Fersen

Wenn die Wassermann-Frau an einem Skorpion-Mann Gefallen findet, dann muß sie auch mit seiner angeborenen Streitlust und mit seinem hitzigen Temperament rechnen. Sie sollte nicht jeder Kraftprobe mit ihm ausweichen, denn er braucht jemand, mit dem er sich auseinandersetzen kann. Eine Verbindung zwischen diesen beiden sieht nach außen hin nicht sehr harmonisch aus, ist jedoch haltbarer als manche meinen. Sie sollte sich davor hüten, ihn auf irgendeinem Gebiet übertrumpfen zu wollen. Der Skorpion-Mann ist prestigebewußt und in der Liebe eifersüchtig.

Möchten Sie röstfrischen Kaffee – zu einem niedrigen Preis? Dann tun Sie folgendes:

Gehen Sie zur nächsten Tchibo-Filiale.

Oder schreiben Sie an Tchibo.

Mag sein, daß dies ein bißchen mühsam ist, doch es gibt keinen anderen Weg, unseren Kaffee zu bekommen. Einen Kaffee, der so gut ist, weil er am gleichen Tag verschickt wird, an dem er geröstet wurde.

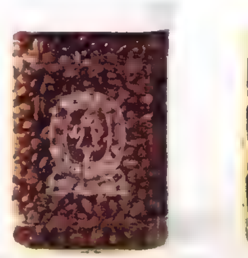
Wenn ein Kaffee nicht wirklich frisch ist, dann kann er auch nicht wirklich gut sein. Selbst beste Kaffee-Sorten der Welt (wie die, die wir für Tchibo verwenden) verlieren etwas von ihrem Reichtum, wenn sie zu lange auf dem Regal stehen.

Deshalb lassen wir das nicht zu.

Das ist der Grund, weshalb Sie unseren Kaffee nur in den Tchibo-Filialen oder nur direkt durch die Post bekommen können. Kein anderer Weg garantiert, daß Sie Tchibo so frisch erhalten (heute geröstet, gemischt, sorgfältig handverlesen, verpackt und noch heute verschickt). Falls er nicht am gleichen Tag verschickt wird, wird er nie mehr verschickt.

Ist Tchibo es wert, daß man sich so viel Mühe macht? Natürlich! Gehen Sie zum nächsten Tchibo-Geschäft und überzeugen Sie sich selbst. Oder schicken Sie uns den Bestellschein. Es mag einfachere Wege geben, Kaffee zu kaufen, aber nicht unseren Kaffee, nicht Tchibo.

Vergessen Sie nicht: Tchibo »Gold-Mocca« erhalten Sie nur durch die Post oder in den Tchibo-Filialen.





Lesezirkel-Leser bitte anstatt Bestellschein eine Postkarte benutzen.

Tchibo

Senden Sie mir bitte .... Pfund **Tchibo »Gold-Mocca«**

Klarsichtdose / Taschentuchbeutel
(Nichtzutreffendes streichen)

zum .... 1962 per Nachnahme

Bei Paketen zu		1 Pfd.	2 Pfd.	3 Pfd.	4 Pfd.	5 Pfd.	6 Pfd.
Richtpreis	je Pfd.	8.10	8.10	8.10	8.10	8.10	oder mehr portofrei
Portoanteil	je Pfd.	-.60	-.40	-.30	-.20	-.15	
Endpreis	je Pfd.	8.70	8.50	8.40	8.30	8.25	8.10

....
Name

....
Postleitzahl und Ort

....
Straße (Blockschrift)

Bitte auf Postkarte kleben oder im Umschlag einsenden an: Tchibo, Hamburg 36

B 15


BUNTE
ILLUSTRIERTE
Münchner
ILLUSTRIERTE

Reporter Roland Pfaff war an Bord eines Walfängers im Pazifik. Er erlebte und fotografierte:

SO STERBEN GIGANTEN



Chiles Flagge über Amerikas höchstem Berg, dem Aconcagua.

Eine Maschine der chilenischen Luftfahrtgesellschaft brachte mich in den äußersten Norden des Landes. Stundenlang flogen wir über grandiose Urlandschaft, vorbei an den schimmernden Eisriesen der Anden, über die endlose Pampa nach Iquique, dem Heimathafen der chilenischen Walfangflotte. Hier begann und endete meine Reise auf einem Walfänger

Land aus Feuer und Wasser. Ich glaubte mich in die Geburtsstunde der Erde zurückversetzt, als ich in einem Hochtal der Anden im Norden Chiles diese Urlandschaft vor mir sah: brodelnde Schwefelquellen, zischende und dampfende Geysire. Unter der heißen Erde grollt drohend die Lava.

Am Ende der Welt. Nach sieben Stunden Flug von Santiago tauchte Iquique unter mir auf. In einer schmalen Bucht am Rande trostloser, gelbverbrannter Gebirgszüge liegt diese Stadt, die um die Jahrhundertwende zu den reichsten Chiles gehörte. Ungeheure Salpeterlager brachten Reichtum in die Hafenstadt. Natursalpeter ist heute nicht mehr gefragt. Die Verladeeinrichtungen im Hafen (Vordergrund) verrosteten, die Stadt wurde zum verschlafenen, staubigen Provinzflecken. Von Iquique aus lief ich mit einem chilenischen Walfänger zur Reise in den Pazifischen Ozean aus.



Wale voraus! Das große Jagen beginnt

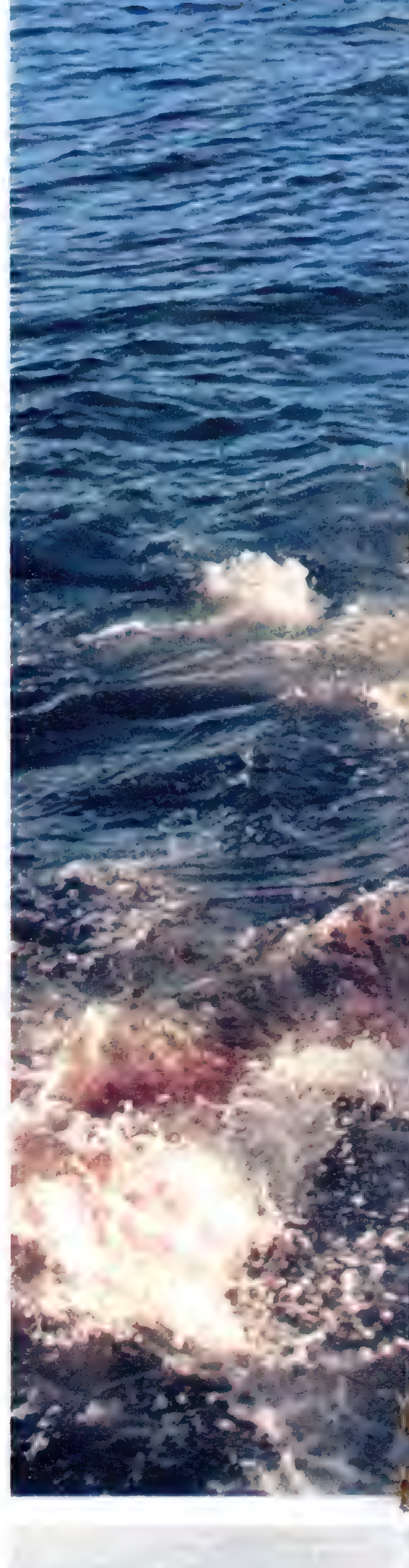
Ein Flugzeug, das täglich die Fanggebiete nach Walrudeln absucht, hat durch Funk eine Gruppe von Walen unserem Schiff gemeldet. Bald darauf sieht sie auch der Beobachter im Mastkorb des Schiffes. In regelmäßigen Abständen, tauchend, „läuft" das Rudel vor dem Schiff her. Mächtige graphitgraue Körper, unwahrscheinlich in ihrer Größe und doch von einer spielerischen Leichtigkeit und Eleganz in der Bewegung.



Commodore Paul Lennartz und Reporter Roland Pfaff von der **BUNTEN**.

Ein altes klappriges Taxi brachte mich zum Hafen. In einer Stunde sollte der Walfänger auslaufen. Meine Vorstellungen vom Leben und von der Arbeit an Bord eines solchen Schiffes waren zumindest sehr undeutlich. Ich hatte das nicht gerade erhebende Gefühl, für Wochen in eine Gemeinschaft rauhbeiniger und brutaler Typen zu geraten. Und ich fürchtete, in einer schmutzigen Kajüte unter Deck in einer Hängematte zwischen fettigem Unrat und Ungeziefer hausen zu müssen. Denn ich hatte vorher einiges über Walfang und Walfänger gelesen. Aber dann kam alles ganz anders. An der Pier im Hafen lag ein Schiff von etwa fünfzig Metern Länge, piekfein gestrichen, ein schmucker Kahn. Ich kletterte über die Gangway an Bord. Ein Matrose in Blue jeans und schneeweißem Hemd führte mich auf die Brücke zum Kapitän. Und dann kam die große Überraschung: Vor mir stand ein braungebrannter, drahtiger Gentleman in einem sehr eleganten hellen Leinenanzug. Man brachte mein Gepäck an Bord, und der Kapitän zeigte mir meine Behausung: eine tadellose Kajüte mit Koje, Sesseln und Schreibtisch. Fast entschuldigend sagte er zu mir: „Das Badezimmer müssen Sie leider mit mir teilen. Walfänger sind nun mal kleine Schiffe." Die Leinen wurden losgeworfen. Im Kielwasser versanken am Horizont die Lichter von Iquique und die sonnenverbrannten Berge an der Küste. Der Bug zeigte nach Westen. Fünfhundert Meilen Fahrt bis zum Fanggebiet lagen vor uns.

Langsam, mit gestoppter Maschine, kommt unser Schiff an die Tiere heran. Kapitän Lennartz' große Stunde ist gekommen. Über die Zieleinrichtung der Harpune visiert der Kapitän den größten der Wale an. Noch dreißig Meter Wasser trennen das Tier von seinem Jäger. Der Schuß peitscht über das Deck. Die Harpune, mit einer Sprengladung an der Spitze, schnellt an ihrem armdicken Hanfseil davon und bohrt sich in den Körper des Wals. Jubel unter der Besatzung, die atemlos diesen Moment erwartet hat! Die Freude ist berechtigt, denn jeder Mann an Bord, bis zum Schiffsjungen, erhält für jedes erlegte Tier eine Prämie. Der getroffene Wal taucht weg, und auch die übrigen Tiere des Rudels sind von der Wasseroberfläche verschwunden. Nur das straffgespannte Fangseil zeigt die Stelle, an der das mächtige Tier seinen Todeskampf beginnt.

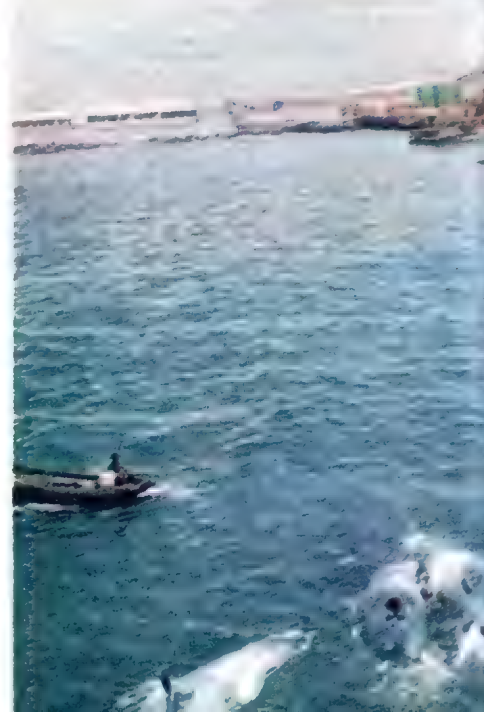


Das blutige Ende. Die Harpune sitzt tief im Körper des Wals (links). Die Sprengladung hat das Tier schwer verletzt. Aber noch ist Leben in diesem Riesen. Verzweifelt peitscht die Schwanzflosse das Meer. Nun wird eine Preßluftsonde (rechts) in den Walleib gestoßen. Tonnen von Blut quellen heraus.

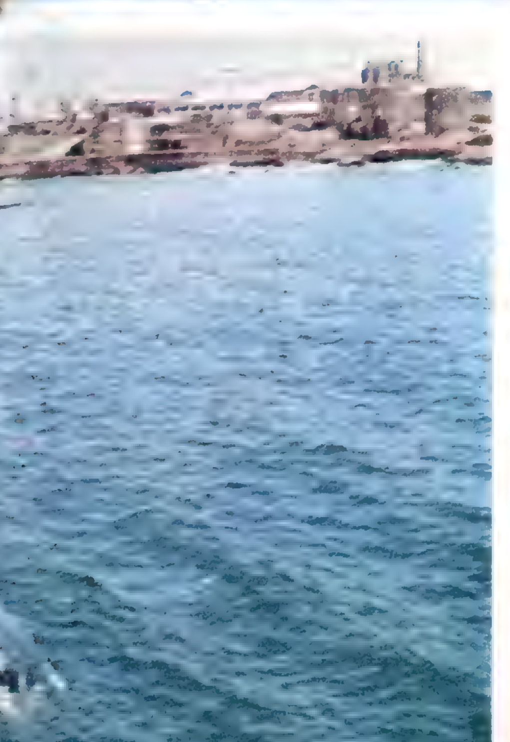
Todesstunde eines Riesen

Das Sterben eines Wals, der an der Harpune liegt, ist nichts für zarte Gemüter. Verzweifelt kämpft der Riese um sein Leben. Immer wieder taucht er weg und versucht, von dem Seil, das ihn ans Schiff fesselt, freizukommen. Aber es gibt kein Entrinnen. Der Wal wird mit einer Winde an das Schiff herangezogen. Die Preßluftsonde stößt in seinen Leib und zerfetzt seine Eingeweide. Blutrot färbt sich das Meer. Das Blut quillt aus Maul und Augen und aus dem Blasloch am vorderen Ende des Walkopfes.

Dieses Abschlachten sieht grausam aus und ist doch die schnellste Methode, das Tier zu töten. Der Wal stirbt wehrlos und stumm. Nur ein seltsamer, knarrender Ton kündet von der Qual eines Giganten, der gegen Flugzeug, Radar und Harpune keine Chance hat. Die Zeiten, in denen Wale von kleinen Ruderbooten aus mit Handharpunen erlegt wurden, sind längst vorbei. Die Perfektion der Technik kennt keine Gnade. Die Menschen halten sich nicht einmal an Schonzeiten.



Die letzte Reise. Das Fangschiff hat die erlegten Wale zur Verarbeitungsstation (Hintergrund) nach Iquique eingeschleppt. Ein kleiner Kutter zieht die aufgeblasenen Riesenleiber an Land. Sie sind zum Teil auf der Heimfahrt zum Hafen von Haifischen angefressen worden, den ruhelosen Räubern des Meeres, die gierig das Schiff umlauern.





Beute an der Kette. Den erlegten Walen wird eine lange Stange mit einer Flagge und einem Blinklicht in den Leib gestoßen. Am Abend des Fangtages sammeln die Schiffe ihre Beute ein. Mit Ketten werden die Schwanzflossen der Tiere zusammengebunden und an der Bordwand zum Einschleppen befestigt.

◀ **Ruhelose Jäger.** Die Liegezeit der Walfänger im Hafen ist kurz. Zwei bis drei Stunden, bis die Wale abgeliefert und neuer Brennstoff und Verpflegung wieder an Bord genommen sind. Der Verzicht auf Landgang fällt den Matrosen leicht. Es locken keine Hafenbars. Hier gibt es nur Hitze und Felsen mit stinkendem Vogelkot, dem Guano (links hinten).



Die Reise der Riesen endet in der Fabrik

Giganten warten auf den „Kochtopf". Hier, in der Kocherei, endet die letzte Reise der Wale. Dreißig Tonnen wiegen die Kolosse. Vierzig Prozent des Gesamtgewichts bestehen aus Speck und Öl. Der Rest sind Fleisch und Knochen. Ein in Chile verarbeiteter Wal bringt etwa tausend Dollar ein. Nichts geht verloren. Feinseife, Waschpulver, Fischmehl und Düngemittel sind die Produkte, die aus diesen Urtieren gewonnen werden. Sieben Minuten, nachdem ich dieses Bild geschossen hatte, war von den beiden Tieren außer Blut und unbeschreiblichem Gestank nichts mehr übrig.

Speck hält warm. Eine dreißig Zentimeter dicke Speckschicht umgibt den ganzen Körper des Wals. Sie ist der Kälteschutz, den der Wal als Säugetier in den eiskalten Gewässern der Antarktis und des Humboldtstroms braucht. Mit rasierklingenscharfen Messern lösen die Arbeiter aus der Kocherei die Schicht, die mit Ketten und Seilwinden vom Rumpf des Tieres losgerissen worden ist. Anschließend zerlegen sie mit Äxten und Sägen das Fleisch und das Skelett des Wals.

Männer ohne Geruchssinn. Acht Stunden am Tag stehen die Schlächter an Deck der Kocherei. Gummistiefel schützen sie vor Blut und Tran. Mit Strohhüten oder Farmermützen sichern sich die Männer gegen die Sonne, die erbarmungslos auf sie niederbrennt. Aber nichts kann sie vor dem grauenhaften, süßlichen Gestank bewahren, der über der ganzen Trankocherei liegt und aus den Schächten der Siedetöpfe aufsteigt, zu denen sie die Speckstücke mit Eisenhaken zerren.



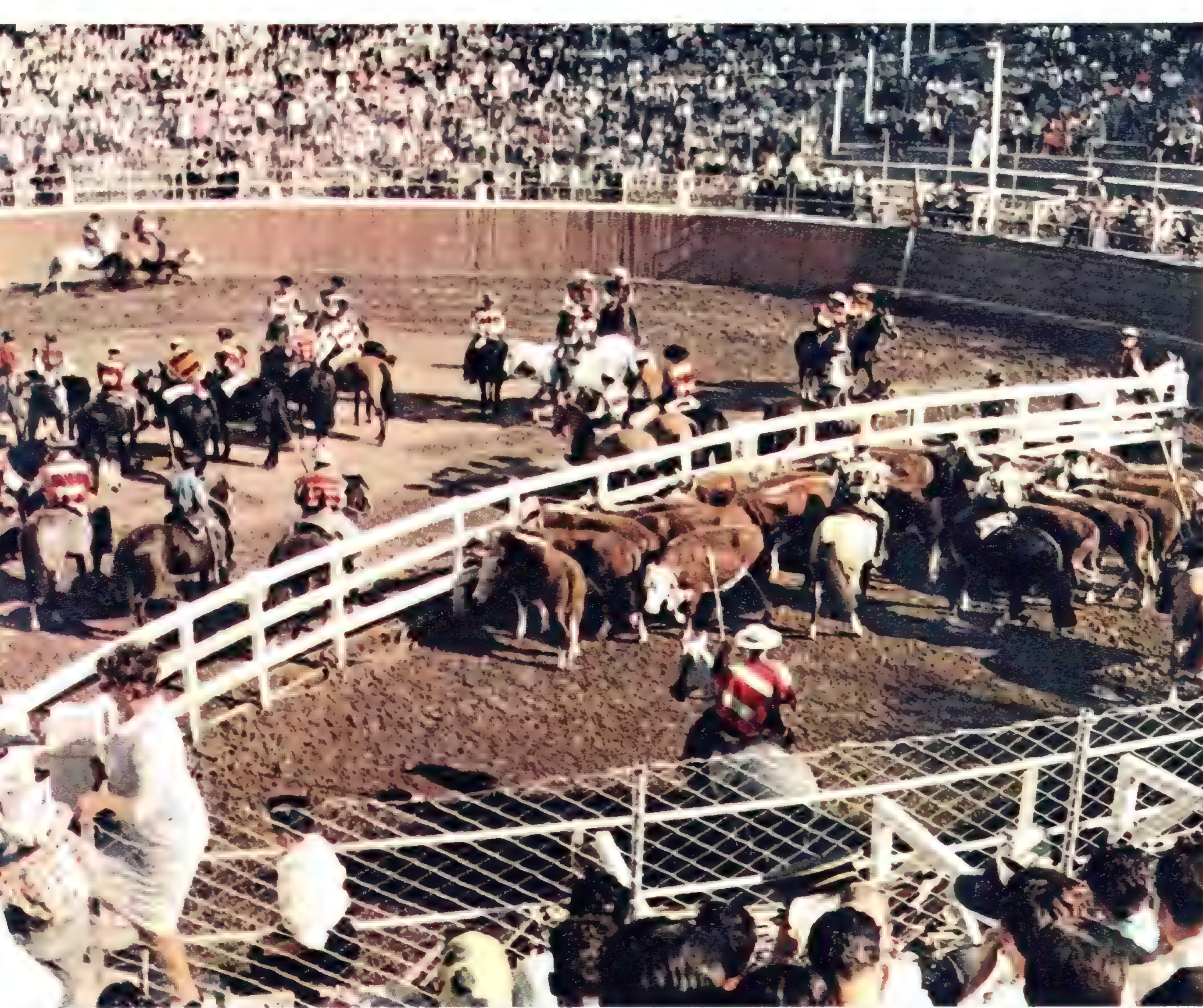


Lohn der einsamen Wochen auf See: das große Rodeo

Aus den Weiten der Pampas kommen einmal im Jahr die Huasos (Cowboys) in die „reichen" Städte an der Küste. In den strohumwickelten Arenen führen sie ihre wilden Reiterspiele auf. Begeisterte Zuschauer dieses Volkssportes sind die Männer von den Walfängern.

Dem Sieger winkt der Ehrentanz beim schönsten und charmantesten Wettstreit des Jahres, bei der Cueca (chilenischer Nationaltanz). Dann dürfen alle Beteiligten und auch die Männer von den Walfängern mit der schönsten Señorita tanzen. Voller Begeisterung führen dabei die sonnenverbrannten Reiter ihre kostbaren Kostüme vor. Manche dieser Trachten mit den silbernen Sporen hat einen Wert von über 8000 DM.





Für einen festlichen Tag versammelt sich alles um das Rund der Arena. Die Rinder, die von prächtig gekleideten Reitern in das Gatter getrieben werden, sind nichts anderes als vierbeinige Statisten in einem fröhlichen Spiel. Sie werden von den Huasos nur durch reiterliche Kunststücke in die Enge getrieben. Die Reiter führen dabei vor, was sie beruflich Tag für Tag vollbringen — ein tollkühnes Spiel. Nichts trübt die Freude dieses fröhlichen Tages, an dem die Männer von den Walfängern neue Kräfte sammeln und ihre letzten Pesos ausgeben. Dann ruft wieder die See.



So sterben Giganten



Friedhof der Urwelt. Fünfzehn Meter hoch lagern die gewaltigen Knochen der getöteten Wale unter der sengenden Sonne Chiles. Millionen von Fliegen fallen gierig darüber her. Wenige Meter weiter werden die Walleichen auf der „Planta" bei Iquique gekocht und verarbeitet (im Hintergrund des Bildes). Es stinkt bestialisch.



Liebes- und Todesweg der Wale. Ich sprach mit Walfangkapitänen, die ein Leben lang nur Wale jagten. Auch sie können den Lebensweg ihrer Opfer nicht genau deuten. Fest steht, daß die männlichen Wale aus den antarktischen Gewässern mit dem Humboldtstrom (schwarze Pfeile) in Äquatornähe bei den Galapagosinseln zur Paarung mit den Weibchen vorstoßen. Die befruchteten Weibchen ziehen zur Antarktis in den Süden. Ewiger Kreislauf der Natur: Geburt, Hochzeit und Tod.

Drei Tage war ich bereits an Bord des Walfängers „Indus 19", der zu den sieben Fangbooten der chilenischen Walfangflotte gehört.

Vor drei Tagen hatten wir die unfruchtbare rote Küste Nordchiles hinter uns gelassen, waren mit unserem Boot aus dem schmucklosen Hafen von Iquique ausgelaufen. Die Stadt Iquique mit ihren staubigen Holzhäusern und verblichenen Fassaden erinnerte mich in ihrer Verschlafenheit an ein vergessenes, verarmtes Dorf. Dabei zählte Iquique früher einmal zu den reichsten Städten Chiles: in der „goldenen Zeit" um die Jahrhundertwende, vor dem ersten Weltkrieg, als die ungeheuren Salpetervorkommen östlich der Stadt Geld, Luxus und hektischen Taumel in diese Gegend brachten.

Es gab mehr Bars und Spielhöllen als Wohnhäuser. Russische Primaballerinen tanzten, Caruso sang, und die besten europäischen Bühnen gaben gegen harte Währung Gastspiele vor den Goldgräbern des 20. Jahrhunderts, den Salpeterleuten aus Nordchile. Heute ist Natursalpeter nicht mehr gefragt — die Chemie stellt ihn künstlich billiger her.

*

Die Sonne war längst untergegangen. Und die Stimmung an Bord war schlecht. Drei Tage auf Reise und noch keinen Wal. Das hatte Kapitän Lennartz nur selten erlebt. Die Besatzung betrachtete mich seit Tagen mit scheelen Blicken. Die anfängliche Gastfreundschaft der chilenischen Matrosen ließ nach.

Unser Boot lag gestoppt in der langen Dünung des Pazifiks. Ich saß mit Kapitän Lennartz auf der Brücke. Und in dieser Stunde bewies er, daß er echter Seemann ist.

„Sind Sie ein Jonas? Denn seit Sie an Bord sind, haben wir noch keinen Wal gesehen." Er sagte es scherzhaft. Es lag aber doch ein gewisser Ernst und viel Aberglaube in seiner Frage.

Stundenlang sprach ich an diesem Abend mit Kommodore Lennartz über seinen Beruf. Ich erfuhr, daß er Chef der gesamten chilenischen Walfangflotte ist und seit 1936 als einer der ersten deutschen Walfänger zusammen mit Kapitän Kraul in der Antarktis auf deutschen Walfangschiffen fuhr. Er erzählte mir viel vom Leben und von den Gewohnheiten der Wale: „Bis wir die Biografie dieser Riesentiere kennen, sind sie ausgestorben." Nur wenig ist über das Leben dieser Säugetiere bekannt. Ernst zu nehmende Wissenschaftler und Biologen streiten sich darüber, ob die Tragzeit der weiblichen Wale elf oder vierundzwanzig Monate beträgt.

In unseren Gesprächen spürte ich, daß dieser Mann, der seit 25 Jahren Wale jagt und tötet, kein Schlächter ist. Es war kein Seemannsgarn, was er spann.

Er berichtete mir von Geburt und Kinderstube des Wals. Fünf Meter ist so ein Wal lang, wenn er geboren wird. Der Jungwal kann nicht schwimmen. Hilflos streckt er senkrecht seinen Kopf über das Wasser. Die Schwanzflosse hängt senkrecht im Meer. Seine Mutter und ein anderer weiblicher Wal spielen Schwimmlehrer. Die beiden großen Tiere tauchen zu beiden Seiten des Jungwals und heben ihn vorsichtig hoch. Behutsam wiegen Mutter und Helferin das Junge an der Wasseroberfläche.

Das Spiel dauert fünfzehn, vielleicht auch zwanzig Minuten. Dann kommt plötzlich Leben in das Jungtier. Seine Schwanzflosse peitscht zum erstenmal die Wasseroberfläche. Ein Wunder ist geschehen: Das Walkind schwimmt.

Und nun lösen sich Muttertier und Jungwal vom bisherigen Rudel und schließen sich einer „Kinderschule" an. Kinderschulen sind Walrudel, die nur aus „Wöchnerinnen" mit Babys bestehen.

Jeder Walfänger erkennt bereits auf weite Entfernung eine solche Walgruppe, von der kein Tier geschossen werden darf. Disziplinlosigkeit und Unordnung kennzeichnen solche Walgruppen. Mütter suchen verzweifelt und meistens ohne Erfolg, ihre ungehorsamen Kinder zu bändigen.

Derartiges Durcheinander ist in einer Gruppe erwachsener Wale, in der eine strenge Rangordnung herrscht, undenkbar. Der Führer des Rudels ist immer ein großer weiblicher Wal. Jeder Walfänger weiß, wie geschickt diese Tiere sein können. Sie haben ein sehr schlechtes Sehvermögen, sind aber ungeheuer empfindlich gegen Schwingungen und Druckwellen im Wasser. Aus diesem Grund hat jedes Walfangboot eine Schiffsschraube aus einer Speziallegierung, die möglichst wenig Druckwellen erzeugt.

„Aber das ist sozusagen nur »Wal-Theorie«", sagte Kommodore Lennartz lächelnd. „Hoffentlich können wir Ihnen bald auch die Praxis des Walfangs vorführen."

Am nächsten Morgen war zum Glück der Bann gebrochen. Im Morgengrauen stürzte der Erste Offizier in meine Kajüte. Drei Worte weckten mich: „Señor Pfaff, ballenas (Wale)!"

Fünfzehn Stück erlegten die Männer bis zum Ende der Reise.

Beim Angriff auf den Wal müssen der Beobachter im Mast des Schiffes, der Steuermann am Ruder und der Kapitän an der Harpune ihre Handlungen genau aufeinander abstimmen.

Das Schiff läuft den Angriff mit gestoppter Maschine. Der Mann im Mastkorb beobachtet den angepeilten Wal, der Rudergänger muß genau den angesagten Kurs halten, und der Kapitän an der Harpune muß in Sekundenschnelle auf zwanzig bis höchstens sechzig Meter Entfernung den Schuß anbringen.

Bei einem Fehlschuß wird das Rudel völlig kopfscheu. Und dann sind selbst stundenlange Jagden erfolglos. Die Wale tauchen in eine Tiefe von tausend Meter. Mindestens 45 Minuten vergehen, bis irgendwo am Horizont wieder der charakteristische, etwa 6 Meter hohe Wasserstrahl aus dem Blasloch des Wals auftaucht.

Als der erste Wal erlegt war, nannte mich der Kapitän auch nicht mehr „Jonas". Er hatte auch gar keine Zeit mehr. Die unbeschreiblich harte Arbeit des Walfängers hatte begonnen.

Niemand hatte mehr Zeit, Wasserschildkröten für eine phantastische Suppe zu fangen. Vergessen war das graziöse Spiel der Delphine. Und daß Prometheus, die graue Bordkatze und Liebling des Kapitäns, zum Mittagsmahl keinen fliegenden Fisch bekam, interessierte niemand.

„Wale voraus!"

Kapitän Lennartz lächelte: „Ich bin einer der ersten deutschen Walfangkapitäne gewesen, und ich werde auch einer der letzten sein."



Mäntel wie eine weiche Melodie ...

Mäntel im Modestil unserer Zeit komponiert – wie eine beschwingte Musik – das ist die neue Mantelmode von Valmeline. Wenn Sie einen Valmeline tragen, sind Sie international gekleidet – Mäntel im gleichen Stil trägt man in Rom, Paris, London und New York – denn Valmeline steht in ständigem Kontakt mit den großen Modezentren der Welt. Die neuen Modefarben: eierschale, gletscher, ciel, rosé – in dunkleren Schattierungen: braun, olivgrün, marine. Prospekt mit Bezugsnachweis von Val. Mehler Aktiengesellschaft, Fulda.

Valmeline — der leichte Mantel mit der Eleganz von morgen

Die hier geäußerten Ansichten sind nicht unbedingt identisch mit der Meinung der Redaktion

EINE GUTE TAT

Zu unserem Bericht „Alex wiehert wieder fröhlich", Heft 13

Bei so einem Bericht wird es einem richtig warm ums Herz. Wie konnten die Behörden übrigens so lange zusehen und das arme Pferd so lange leiden lassen? Wir haben unzählige Ämter und Institutionen, und doch muß ein Privatmann kommen, um ein Unrecht wiedergutzumachen. Dem Pferdeschlächter das gequälte Tier überantworten — war denn der Polizei nichts anderes eingefallen?

Fr. Liebsch, Bremen

Ich erinnere mich eines ähnlichen Falles, der am Oberrhein passiert sein soll. Auch hier fand ein passionierter Reiter beim Pferdeschlächter einen armen Gaul. Der Pferdeliebhaber nahm sich dieses Tieres an, und kurze Zeit darauf siegte er bei mehreren Springturnieren. Die Zuschauer, die die Geschichte dieses Pferdes kannten, bereiteten Tier und Reiter stets einen herzlichen Empfang.

D. Schramm, Straßburg

Jungbauer Jacobus Wirtjes gebührt unser Lob. Doch leider gibt es viel zu wenig Jacobusse und wie viele Tiere, wenn auch nicht gerade Pferde, werden unbeachtet in den Tod geschickt, nur weil sich niemand für die arme Kreatur einsetzt.

Gerd Lützel, Frankfurt

TIKI-MORD

Zu unserem Bildbericht „Ihr Blut floß für den Götzen Tiki", Heft 12.

Erschauernd packt man sich an den Kopf: Wie ist so etwas im zwanzigsten Jahrhundert überhaupt möglich? Zugegeben, daß unter Millionen immer abartige Zeitgenossen ihr Unwesen treiben werden, so scheint es mir doch ein wenig symptomatisch, daß solch ein Religionsersatz gerade in unserer Zeit fröhliche Urständ feiert.

L. Holowitz, Berlin

Ein Beweis mehr für die Anhänger der Todesstrafe. Ich kann mir nicht gut vorstellen, daß ein Richter hier Gnade walten lassen könnte. Oder wird er es — von der Verteidigung der im übrigen ja nicht gefaßten Mörder dazu getrieben — mit Geisteskranken zu tun haben, die er nicht zum Tode verurteilen darf?

Brigitte Ohls, Bremen

Mord! Mord überall! Wo man hinhört, schallt einem dieses schreckliche Wort entgegen. Erziehung, Strafandrohung, Liebe, nichts kann daran ändern. Ich wünschte mir einmal, eine Zeit zu erleben, in der diese Begriffe unbekannt sind, selbst auf die Gefahr hin, in einer langweiligen Zeit zu leben. Es wäre freilich falsch, jetzt an diesen Ereignissen mit Scheuklappen vorbeizugehen, nur um sie nicht sehen zu müssen.

L. Fahrgässer, Wien

IM KLEINEN KREIS

Zu unserem Tatsachenbericht „Zuviel Zeit und zuviel Zaster".

Solcher Schmutz bliebe bestimmt besser auf den kleinen Kreis beschränkt, in dem er praktiziert wird. Wozu also die Veröffentlichung? Die Betroffenen wird es nicht beeindrukken, andererseits jedoch einige Menschen dazu veranlassen, sich in diesem Milieu auch einmal zu versuchen.

M. Ehrlich, Saarbrücken

BRIEFE UNSERER LESER

Natürlich könnte man alles Kranke, Unliebsame und Verabscheuungswürdige einfach übergehen. Vom Vogel Strauß sagt man, er stecke vor unliebsamen Realitäten seinen Kopf in den Sand. Ich finde es ganz richtig, daß Sie einmal ein so heißes Eisen angepackt haben. Vieles wäre vielleicht anders in unserer Welt, wenn wir immer den Mut gehabt hätten, auf Fehler zu zeigen. Und nicht immer die Rücksicht hätten walten lassen — auf die Umwelt, das Volk, die Kinder und weiß Gott noch auf was!

Peter Graub, München

MEINUNGSBILDUNG

Zu unserem Tatsachenbericht „Lucky Luciano, König der Gangster".

Sie schreiben in der letzten Fortsetzung: „Viel Geld für einen lausigen Sizilianer". Obwohl dem toten Lucky Luciano gewidmet, der sich sein schmutziges Vermögen durch einen ebenso schmutzigen Handel erwarb, ist dieser Satz geeignet, die Meinung zu verbreiten, die Sizilianer wären von Kopf bis Fuß mit Läusen behaftet bzw. Seife und DDT wären auf Sizilien unbekannt.

Prof. Dott. Francesco Condorelli, Enna

Bei diesem Satz handelt es sich um ein Zitat. (Die Redaktion)

BLECHNAPF-PERSPEKTIVE

Zum Leserbrief von M. Oscar Sachs, Antony Seine, Heft 11.

Herr Oscar Sachs hat sich in seiner Lesermeinung zu dem Bildbericht von R. Herzog den Mund derart vollgenommen, daß er anscheinend nicht mehr wußte, was er zuerst ausspucken sollte. Ich bin überzeugt davon, daß R. Herzog keineswegs Unwahrheiten an den Mann brachte, doch war sein Bericht zu einseitig und dazu geeignet, dem Nichtkenner von Liberia falsche Vorstellungen zu vermitteln. Auf der Hand liegt jedoch, daß mit der Wirtschaftshilfe vielfach einem entwicklungsbedürftigen Volk nicht geholfen wird, weil bedeutende Summen schon vorher in falsche Kanäle gelangen.

Wenn aber Herr Sachs auf Grund des Berichtes von R. Herzog dem ganzen deutschen Volk eine Kollektivschuld zuschanzen will, spricht das nicht gerade für seine Objektivität. Schlechte Menschen gibt es überall, und Greueltaten kommen täglich vor. Denken wir z. B. an Algier. Wer will hier jedem Franzosen eine Kollektivschuld aufbürden? Vielleicht Sie, verehrter Herr Sachs?

Albert Kapeller, Schwenningen/N.

Die Ausführungen des Herrn Oscar Sachs können nicht stillschweigend hingenommen werden. Ich frage mich zuerst: Wer ist Herr Oscar Sachs? Wenn ein Reporter wirklich einseitig berichtet, was ich nicht beurteilen kann, so darf das noch lange kein Grund sein zu solch fanatischer Gegenäußerung. Warum so übertreiben? Ich denke, zwischen dem Prunk, der in der Reportage gezeigt wird, und einem Nachthemd gibt es noch Zwischendinge, ebenso wie zwischen dem Goldgedeck und dem Blechnapf. Seid friedlich und vertragt euch! Ich lese die BUNTE ununterbrochen seit 1950. An solch einen Hetzartikel kann ich mich nicht erinnern . . .

L. Kohler, Walchstadt

Der in Ihrer Illustrierten veröffentlichten Meinung von Oscar Sachs, Frankreich, möchte ich vollends zustimmen, da, wenn man vieles richtig sieht, sich nur seiner Auffassung anschließen kann.

Ellen Bührig, Frankfurt/M.

Wenn der Einsender Ihren Bildern und den auch aus der westeuropäischen und amerikanischen Presse bekannten Schilderungen dieser Verschwendung Blechnäpfe entgegensetzt, so kann man das allenfalls mit der Bezeichnung „albern" abtun. Ist es wirklich Aufgabe deutscher Zeitungen, uns von jedem beleidigen zu lassen?

W. Hommel, Bad Nenndorf/Deuster

ROMANTIK LEBT

Zu unserem Bericht „Liebe kam per Flaschenpost", Heft 13.

Erfreulich, daß die Romantik nicht ausstirbt. Und ebenso erfreulich, daß Romantiker offensichtlich recht behalten, denn wie wäre sonst Aka Viking so glücklich geworden. Und schließlich: Ist es nicht gut, daß selbst viele Breitengrade nichts ausmachen, wenn sich zwei lieben?

B. Gretler, Aachen

. . . zu befürchten, daß nach dem Erscheinen dieses Berichtes unzählige Flaschen die Flüsse abwärtsschwimmen werden, voller Heiratswünsche und Erwartungen. Denn im Binnenland wird man sich mit diesem Notbehelf begnügen müssen. Ob freilich mit jenem Erfolg, der Viking glücklich gemacht hat, bleibt fraglich.

A. Fahl, Glückstadt

Jedenfalls ist die Flaschenpost billiger als ein Heiratsbüro. Doch dürften bei dieser Beförderung liebenswürdiger Wünsche die Chancen freilich sehr gering sein. Hauptsache, daß es geklappt hat.

Paula Glann, Münster

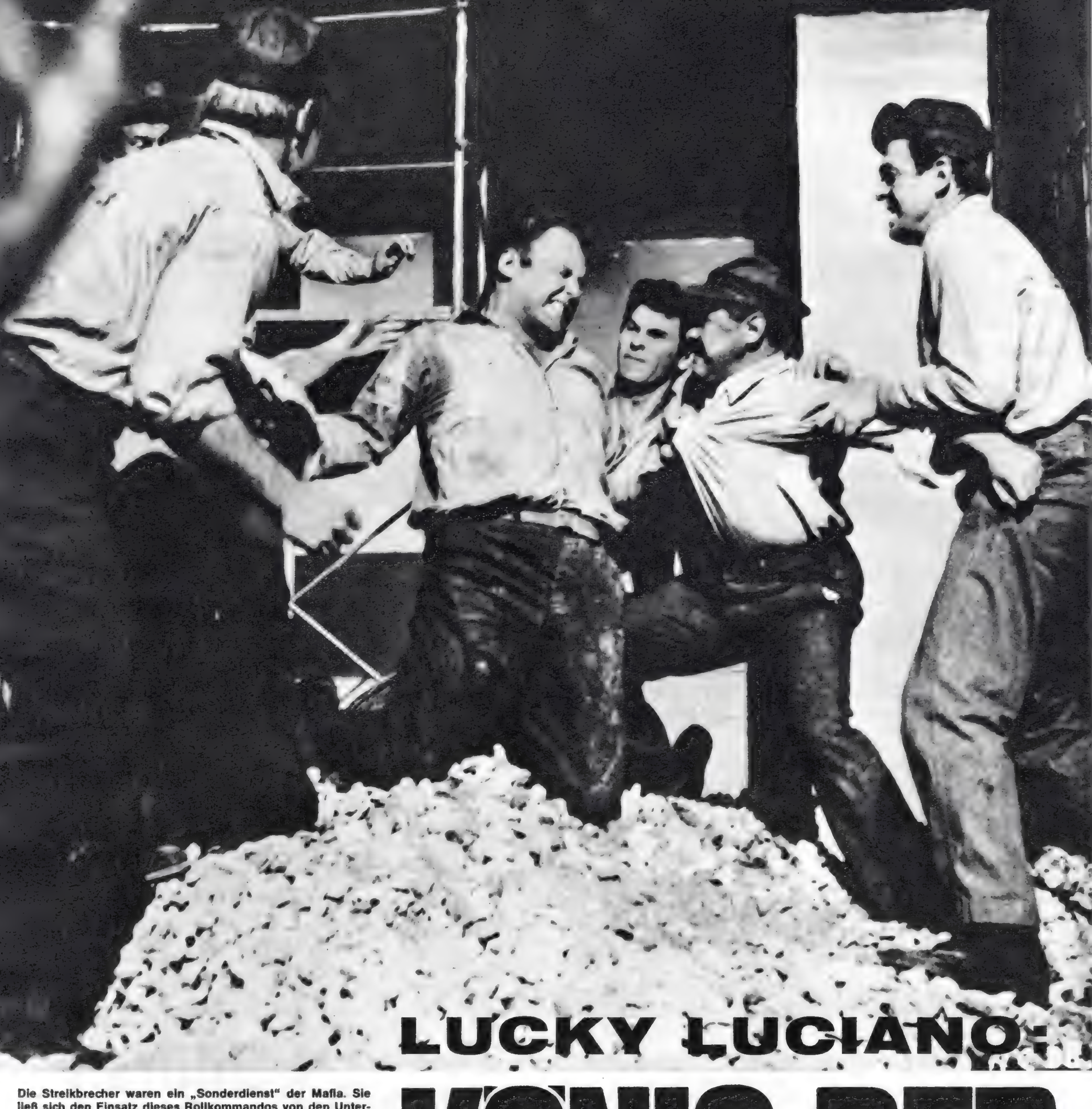
WENIGER EIN ERSATZ

Zu unserem Bildbericht „Die elektronische Krankenschwester", Heft 10.

Die elektronische Krankenschwester — auf was die Menschen nicht alles kommen! Und trotzdem muß die Technik einspringen, wenn es der Mensch nicht mehr schafft. Anscheinend ist es nicht nur bei uns so, daß Krankenhäuser geschlossen werden müssen, weil es an Personal mangelt. Aber wohin, so frage ich mich, wird denn das führen? Obwohl sich unsere neue Frau Gesundheitsministerin strikt gegen ein Pflichtjahr ausgesprochen haben soll, werden wir wahrscheinlich nicht darum herumkommen, die Mädchen für eine Zeit dem Gemeinwohl zu verpflichten. Ich gestehe aber, daß mir bei diesem Gedanken selbst nicht sehr wohl ist. *Franziska Schwarz, Barmen*

Ich glaube, daß der Eindruck, den Ihre interessante Reportage „Die elektronische Krankenschwester" irreführend ist. Es handelt sich wohl weniger um einen Ersatz für die menschliche Betreuung als um eine Kontrolle gefährdeter Kranken, die allerdings ein nächtelanges Wachen am Krankenbett unnötig macht. Oder irre ich mich? Den menschlichen Zuspruch, die Aufmunterung durch die Krankenschwester werden die Patienten nie missen können. Und da versagt auch die raffinierteste Maschine.

Eberhard Künzle, Horb



LUCKY LUCIANO: KÖNIG DER GANGSTER

Die Streikbrecher waren ein „Sonderdienst" der Mafia. Sie ließ sich den Einsatz dieses Rollkommandos von den Unternehmern gut bezahlen. Gleichzeitig aber verdienten Lucky und Genossen auch an korrupten Gewerkschaftsbossen.

Das Protokoll einer kriminellen Karriere
Aufgezeichnet von Heinz L. v. Nouhuys

Die Mafia beginnt den Kampf um die politische Herrschaft in Amerika dort, wo sie sich in der Neuen Welt zuerst etablierte: im Italienerviertel von New York.

Vom Bezirksrathaus zum Kapitol — das ist Luckys Devise. Sein erster politischer Auftrag lautet: „Erobert das Rathaus! Stellt Harry Berry kalt!"

Harry Berry ist der kommende Mann in der New Yorker Lokalpolitik. Ein unbestechlicher, intelligenter Bezirksabgeordneter, dem man eine große politische Karriere prophezeit. Bis es sich Lucky Luciano an einem Dienstag des Jahres 1932 anders überlegt.

*

Das Haus liegt an einer der schmalen Grünanlagen im unteren Manhattan. Vier Zimmer mit Küche und Bad. Ein Puppenhäuschen unter den riesigen Wolkenkratzern der Finanzmetropole. Die Behausung der „typisch amerikanischen Familie".

Wie jeden Tag gibt es auch an diesem Morgen zum Frühstück Haferbrei. Mit Wasser gekocht und einem Spritzer Zitronensaft. Während ihr Mann und die drei Kinder lachend und scherzend die Teller auslöffeln, stellt Berrys Frau, Mary, das Radio an. „Sieben Uhr zweiunddreißig", sagt der Sprecher in eine schmissige Charleston-Melodie hinein.

„Beeilt euch, Kinder, der Schulbus kommt in fünf Minuten!"

Mary holt ihre Kinder vom Tisch weg, zieht ihnen die Jäckchen an und drückt ihnen die Schulbücher in die Hände. Es sind noch nicht viele, denn die Zwillinge John und Jimmy sind erst sechs Jahre alt, und Elly ist auch noch nicht länger als vierzehn Monate in der Schule.

Die Haltestelle des Schulbusses liegt direkt vor der Haustür. Harry selbst bringt die Kinder zu dem schnaufenden Vehikel. Der Fahrer kurbelt das Fenster herunter, lächelt freundlich und sagt: „Wir drücken Ihnen alle den Daumen, Mister Berry. Sie werden bestimmt die Wahl gewinnen."

Mary hat gehört, was der Busfahrer sagte. Während sie ihrem Mann eine Tasse mit starkem Kaffee einschenkt, streichelt sie ihm über das Haar und sagt: „Du wirst es schaffen, Harry. Du bist der beliebteste Mann im Distrikt. Ich werde langsam wirklich eifersüchtig."

„Eifersüchtig auf wen?" fragt Harry lachend.

„Auf deine Wähler. Es werden mindestens vierhunderttausend sein."

„Vierhunderttausend? Im ganzen Distrikt gibt es kaum halb so viele Wähler. Und wer mich von denen wählen wird, das werden wir erst in vierzehn Tagen sehen."

Mary räumt das Geschirr ab und mustert dabei verstohlen das Gesicht ihres Mannes. „Du siehst müde aus, Harry. Und wenn du erst Bürgermeister wirst, dann wird alles noch viel schlimmer. Dann wirst du gar keine Zeit mehr für uns haben."

„Aber dann hast du einen berühmten Mann. Wir können in ein größeres Haus ziehen. Du kannst dir schöne Kleider kaufen, und die Geschäftsleute der Umgebung können endlich wieder ruhig schlafen. Ich verspreche meinen Wählern, daß der Distrikt in weniger als einem halben Jahr von allen Gaunern und Erpressern geräumt sein wird. Und ich werde dieses Versprechen halten."

Mary schließt für einen Moment die Augen, seufzt tief und meint dann: „Ich frag' mich manchmal, warum gerade du der Held sein mußt, der New York von den Verbrechern befreit. Warum gerade du?"

Das ist eine schwere Frage. Berry weiß keine andere Antwort darauf als

Bitte umblättern



König der Gangster

Fortsetzung von Seite 51

die: „Einer muß es tun, und ich glaube, daß ich es kann."

Marys Gesicht läßt keinen Zweifel daran zu, daß sie auf ihren Mann stolz ist. Aber man sieht auch, daß sie Angst um ihn hat. Sie will es sich nicht eingestehen. Und so parodiert sie den Mann, der im Radio immer die Wildwest-Hörspiele ansagt: „Sheriff Berry. Den ersten Mann, den Sie wählen, und den letzten, den Sie sehen wollen. Es macht einen Mann wachsam — und ein bißchen einsam."

Berry lacht. Er lacht aus vollem Halse. „Gut gemacht", sagt er, „aber ich will nicht Sheriff werden, sondern Bürgermeister. New York ist nicht der Wilde Westen. Und jetzt muß ich gehen, Donnerwetter, schon nach acht!"

Auf dem Weg zu seinem Rathaus, den er jeden Morgen zu Fuß zurücklegt, wird er von Dutzenden begrüßt. Von dem alten Trödler, der den ganzen Tag auf den Stufen seines Geschäftseingangs sitzt und „garantiert echte" Petroleumlampen aus der Pionierzeit feilbietet. Von dem Straßenkehrer, der hier schon seit zwanzig Jahren den Gehsteig sauberhält, von dem 13jährigen Negerboy, der an der Ecke die Schuhe der Börsenmakler mit Spucke wichst.

Sie mögen ihn alle hier, die kleinen Leute, die hier wohnen. Auf die großen Millionäre in den Wolkenkratzern kommt es ja nicht an. Die kommen morgens mit ihren dicken Autos und fahren abends in einen anderen Stadtteil nach Hause. Wer im unteren Manhattan regiert, das bestimmen die kleinen Leute, die hier wohnen und hier wählen. Und einen besseren als Berry können sie sich nicht vorstellen.

Er ist gerade mit dem Diktieren seiner Post fertig, als ihm gegen halb zwölf seine Sekretärin zwei Besucher meldet. Berry fragt nicht, um wen es sich handelt. Er ist für jeden zu sprechen. Das ist sein Prinzip.

Die beiden Männer warten, bis die Sekretärin die Tür hinter sich geschlossen hat. Statt ihre Namen zu nennen, legt der eine eine Pistole auf den Tisch und der andere ein langes scharfes Rasiermesser.

„Du kannst wählen", sagte der eine.

Berry sitzt mit großen erstaunten Augen da und hält alles für einen Scherz. „Und was wollt Ihr wirklich?" fragt er freundlich.

„Daß du verduftest! Aus der Politik, aus der Stadt. Überhaupt!" sagt der eine kalt.

Und der andere ergänzt: „Sonst wirst du leider sehr krank werden. Du wirst Löcher in deine Haut bekommen, durch die deine schöne Seele sehr bald abzieht."

Verstört fragt Berry: „Wollen Sie mir bitte erklären, was Sie wollen und von wem Sie kommen?"

„Von wem wir kommen? Na, von wem schon! Vom großen Boß natürlich! Dem Boß gefällt deine Nase nicht mehr. Und wenn du nicht machst, was er sagt, dann kannst du dich mit deiner ganzen Brut auf dem Friedhof treffen. Wenn dir deine hübschen Kinderchen lieb sind, dann tust du, was der Boß von dir will. Und deine schikke Mary wird mit einem Loch im Kopf nur noch halb so schick aussehen."

Berrys Hände klammern sich um den Schreibtisch. Seine Lippen sind blutleer geworden. Er preßt sie fest zusammen, damit man nicht sieht, wie sie beben. „Mafia?" fragte er gepreßt.

„Dumme Frage. Was denn sonst?"

Der Gedanke, daß man seiner Frau und seinen Kindern etwas tun könnte, vernebelt Berrys Hirn. Er kann nicht mehr klar denken. Er verliert die Beherrschung. Er schreit: ‚Laßt mich allein!'

Die beiden Abgesandten Lucky Lucianos blicken sich einen Moment ratlos an. Dann zuckt der eine mit den Schultern. „Gehen wir. Er weiß ja



Alles Glück der Erde lag für Lucky keineswegs auf dem Rücken der Pferde. Der Millionär Luciano liebte die Rennbahn hauptsächlich als Treffpunkt der oberen Zehntausend. Er wollte beachtet werden – und die Mächtigen beachteten ihn. Denn er war noch mächtiger.



Der einzige Amerikaner unter den amerikanischen Gangsterbossen der dreißiger Jahre war Joe Lepke. Ein Mann, der sowohl die Gewerkschaften wie die Unternehmer in der Gewalt hatte und dabei einen jährlichen Reingewinn von 20 Millionen Dollar einstrich. Und wo Lepke mit Erpressung nicht zum Ziel kam, schickte er Anastasias Killer vor.

jetzt, was er zu tun hat. Und wenn er es nicht weiß, dann wissen wir, was wir mit ihm und seiner Blase zu tun haben."

*

Berry ist ein aufrechter Mann, der es mit seinen Pflichten sehr genau nimmt. Aber er ist kein Held. Es gibt heute noch Leute in New York, die es sich nicht erklären können, warum ihr Lieblingskandidat damals kurz vor der Wahl New York verließ. Wenn sie es wüßten, dann würden sie ihn vielleicht verstehen. Ein Mann hat nur ein Leben und nur eine Familie. Man kann ihn nicht feige nennen, wenn er beides nicht verlieren will.

In der späten Nachmittagsstunde, in der sich Berry entschließt, New York zu verlassen, hält Lucky Luciano seine Konferenz ab, in der er den Führern der Mafia erklären will, wie man einen Kontinent erobert.

„Die Sache mit Berry scheint so gut wie erledigt zu sein. Er hat die Hosen gestrichen voll, und er wird so schnell wie möglich verduften. Aber ich frage euch: Was haben wir davon?"

„Einen verdammten Greifer weniger in der Stadt", sagt Costello.

Lucky schüttelt den Kopf. „Darauf kommt es nicht an. Einen unbequemen Politiker abzuschießen, davon haben wir gar nichts. Aber einen uns bequemen Mann an die Macht zu bringen, das ist eine andere Sache. Hört zu: Durch Berrys Verschwinden wird ein Platz im Rathaus frei. Ein wichtiger Platz. Ich dachte an Marinelli."

„Marinelli, wer ist das?" will Anastasia wissen.

„Ein Spediteur aus dem Viertel. Ziemlich beliebt. Nicht so wie Berry, aber immerhin. Kein Mensch weiß, daß er vor fünfzehn Jahren für eine Einbrecherbande die geklaute Beute transportierte. Aber ich weiß es. Und damit haben wir ihn auf unserer Seite. Er will auf seine alten Tage in die Politik. Soll er!

Ich habe es mir ausgerechnet: Der ganze Wahlrummel, der nötig ist, um ihm den Sieg zu sichern, kostet nicht mehr, als meine Huren in einer Nacht für mich verdienen. Wir lassen ein paar schöne Plakate drucken. Mieten die besten Säle für ihn und schenken Freibier aus. Es wird ein Kinderspiel sein."

Für die Mafia und ihre Möglichkeiten ist es wirklich nur ein Kinderspiel. Nach zwei Wochen ist Marinelli Erster Bezirksabgeordneter. Der einflußreiche Berater des Bürgermeisters Jimmy Hines. Und Jimmy Hines wird bei der Nominierung der Präsidentschaftskandidaten im kommenden Frühjahr eine große Rolle spielen.

Vom Bezirksrathaus ins Kapitol. Luckys Devise wird zum Marschlied der Mafia. Doch das Lied hat eine sonderbare Melodie: Sie wird von mehr als tausend Pistolen gespielt . . .

*

Lucky meint, daß für eine Weile genug in der Mafia geschossen worden sei. Wenn es nach ihm ginge, würde er alle Pistolen in den East-River werfen lassen. Er glaubt nicht daran, daß hundert Dollar jedesmal eine Kugel kosten müsse. Er will ruhige Geschäfte. Geschäfte, wie sie die Industrie macht.

Als er sich mit Joe Lepke trifft, glaubt er, einen langen erfolgreichen und unblutigen Weg vor sich zu sehen. Lepke ist der Mann, der die Millionen am Schreibtisch mit dem Telefon verdient und nicht in den Hinterhöfen mit der Knarre.

Für Lepke arbeiten Hunderttausende. Die meisten davon, ohne es zu wissen. Die Bäcker von New York

Bitte umblättern

König der Gangster

Fortsetzung von Seite 53

zum Beispiel. Sie backen fünf Millionen Brote am Tag. Und von jedem Brot, das in der größten Stadt der Welt verkauft wird, erhält Joe Lepke einen Cent.

Er beherrscht die Gewerkschaft der Bäckereiangestellten. Er kann, wenn er will, die ganze Stadt im wahrsten Sinne des Wortes brotlos machen. Viele halten ihn für einen guten Gewerkschaftsführer. Viele glauben, daß ihre Beiträge dafür verwendet werden, wofür sie eine saubere Gewerkschaft verwendet: für eine Rücklage, die dazu dienen soll, bei einem berechtigten Streik die Streikenden zu unterstützen. Sie wissen nicht, daß sich Lepke auch von den Bäckereibesitzern bezahlen läßt. Dafür, daß es nie zu einem Streik kommt!

Die Grenze zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer nennt man in Amerika den Labour-Fence, den Arbeitszaun. Lepke steht auf beiden Seiten dieses Zauns. Er kassiert auf beiden Seiten. Die Bäcker von New York, das ist nur ein Anfang.

Lepke, der einzige geborene Amerikaner unter den Gangsterchefs der dreißiger Jahre, hat sich in den Kopf gesetzt, mit Hilfe der Mafia das ganze Land zu beherrschen. Da es zu schwierig ist, Hunderttausende von Arbeitern unter einen Hut zu bringen, sucht er sich die kleinen Gruppen von Facharbeitern aus, die durch ihre Schlüsselpositionen für ganze Industriezweige unentbehrlich sind.

Lucky muß lachen, als ihm Lepke an einem Nachmittag im Waldorf-Astoria-Hotel seine neueste Idee vorträgt.

Sie sitzen in der Suite-36a im West-Turm des gigantischen Hotels und trinken mexikanischen Rum mit Eiswasser. Zwei elegant gekleidete Geschäftsleute, die sich gegenseitig interessiert mustern.

Lepke streicht über den neuen Maßanzug Lucky Lucianos und fragt: „Was glaubst du, ist das Wichtigste an diesem Ding?"

„Das Wichtigste woran? An diesem Anzug?"

„Ja. An diesem Anzug. Und an allen Anzügen der Erde? Was ist daran das Wichtigste?"

Lucky macht ein ziemlich dummes Gesicht. Er weiß nicht, was Lepke mit dieser Frage bezweckt. Aber er wird es gleich erfahren.

„Das Wichtigste an einem Anzug sind die Knopflöcher", sagt Lepke. „Ohne Knopflöcher taugt der beste Anzug nichts. Noch nie hat jemand einen Anzug ohne Knopflöcher gekauft. Und jetzt will ich dir was sagen: Knopflöcher zu machen, das ist ein Spezialberuf. In der ganzen amerikanischen Textilindustrie gibt es nur achtzehnhundert Leute, die das machen. Wir werden eine Gewerkschaft der Knopflöcher gründen."

Lucky lacht. Er lacht Lepke nicht aus. Er lacht aus Bewunderung, denn er sieht sofort, worauf Lepke hinaus will. Eine kleine Gewerkschaft von nicht einmal zweitausend Mitgliedern kann man im Griff behalten. Das ist zu übersehen, da kann keiner eine Extratour machen.

„Du willst bestimmt wissen, warum ich damit zu dir komme?" sagt Lepke. „Ich kann es dir sagen: Damit keiner dieser Knopflochheinis aus der Reihe tanzt. Ich brauche nicht so sehr dich als deinen Anastasia. Jeder Knopflochmacher, der nach zwei Monaten nicht in dem neuen Verein ist, wird bald in keinem Verein mehr sein. Du siehst, was ich meine?"

Lucky sieht es. Es läuft wieder auf das Killen hinaus. Aber hier scheint Mord einen Sinn zu haben. Einen Sinn mit siebenstelligen Zahlen.

Von dem Gespräch vom Waldorf-Astoria bis zur Gründung der „Knopflochgewerkschaft" vergehen keine zwanzig Tage. Nach weiteren fünfzehn Tagen teilt Lepke den Textilbossen mit, wie der Faden der Industrie von nun an gesponnen wird. Mit einem Streik seiner achtzehnhundert Mitglieder kann er die gesamte Herrenkonfektion Amerikas mit einem Schlag lahmlegen. Dafür, daß er es nicht tut, muß die Industrie zahlen.

Der einzelnen Firma tut es nicht weh. Für jeden Anzug, der in Amerika produziert wird, verlangt Lepke nur zehn Cents. Hundertzwanzig Millionen Anzüge werden jährlich in Amerika hergestellt. Das macht zwölf Millionen Dollar für Lepke. Zwölf Millionen dafür, daß Anzüge Knopflöcher haben.

„Ich hätte nie gedacht, daß man mit der Arbeit so viel Geld verdienen kann", wundert sich Lepke, als er mit Lucky in einem halben Jahr die erste Bilanz zieht.

Lucky ist auf den Geschmack gekommen. Von der eigenen Arbeit ist noch keiner reich geworden — das ist sein Motto immer gewesen. Aber Lepke hat ihm gezeigt, wie man mit der Arbeit der anderen verdienen kann.

Lepkes Ideenreichtum auf diesem Gebiet ist geradezu unerschöpflich. Die Bosse an der Hafenfront wollen ihren Dockarbeitern die geforderten neuen Löhne nicht bezahlen. Luckys Mafia stellt über Nacht zweitausend Mann auf die Beine, die bereit sind, für den alten Tarif zu schuften. Auf diese Weise gerät der gesamte New Yorker Hafen unter die Kontrolle von Luckys Terrororganisation.

Und aus den Dockarbeitern der Mafia macht Lepke die erste motorisierte Streikbrecherarmee in der Geschichte der modernen Industriegesellschaft.

Die Zusammenarbeit zwischen den korrupten Gewerkschaftsführern und dem Terrorchef funktioniert reibungslos. Sie konzentrieren sich nicht auf die industriellen Ballungsgebiete, in denen ein Henry Ford letztlich doch noch mehr Respekt genießt als ein paar lumpige Mafiosos aus Sizilien. Nein, Lepke karrt seine Streikbrecher in die kleinen Städte des mittleren Westens, in denen die Existenz der dort lebenden Arbeiter meist nur von dem einzigen Industriebetrieb des Ortes abhängt.

Wo immer es hier zu einem Streik kommt, halten nach weniger als vierundzwanzig Stunden die Lastwagen mit den Dockarbeitern aus New York. Ihr Sturm auf das verschlossene Fabriktor wird von Anastasias bewaffneter Sicherheitstruppe gedeckt. Viele Fabrikbesitzer lassen sich die Niederschlagung eines Streiks durch die Mafia eine Menge kosten.

Und die einheimischen Arbeiter bekommen Respekt vor der Lepke-Gewerkschaft. Sie bewerben sich um die Mitgliedschaft. Sie schließen sich dem Mächtigeren an. Die große Wirtschaftskrise des Jahres 1929 sitzt ihnen immer noch tief in den Knochen. Mit Lepke, so glauben sie, kann es ihnen nicht passieren, daß man sie auf die Straße setzt.

So wächst Lepkes Macht von Woche zu Woche. Wenn er alle Unkosten abzieht, so bleibt ihm jährlich ein Reingewinn von über zwanzig Millionen Dollar. Lucky erhält von dem größten Teil dieser Einnahmen ein Viertel.

Er hat es erreicht, wovon er träumte, als er in Amerika ankam: Er ist ein Millionär geworden.

★

Als Millionär trifft man sich mit anderen Millionären. Es gibt in dieser Zeit in New York mehr Pferderennen als Pferde. Die edelsten Tiere aus der ganzen Welt bringen Tag für Tag im Galopp Pakete von Dollarscheinen in die Taschen derer, die richtig auf sie setzen.

Ohne seine vier Stunden täglich auf der Rennbahn ist Lucky nur ein halber Mensch. Es interessiert ihn nicht, ob er gewinnt oder verliert. Er genießt es nur, daß man ihn achtet. Daß man ihm zunickt, daß man ihn grüßt.

Und er wird sogar von den Finanzgewaltigen der Wall-Street begrüßt, die sich hier nachmittags eine halbe Stunde verschnaufen. Die Herren lüften ihren Hut zwar mit etwas steifen Bewegungen, und das Lächeln in ihren Gesichtern erscheint recht verkniffen. Sie nicken, als ob ihnen der Hals dabei wehtut, aber keiner will es mit dem mächtigen Mafia-Chef verderben.

Luckys Methoden sind etwas feiner geworden. Nicht mehr alles, was er tut, muß Geld bringen. Er macht Unterschiede zwischen Geldverdienen und Geldausgeben. Wenn er einen Millionär der Wall-Street ärgern will, dann läßt er sich von Geld nicht mehr beeindrucken.

Der große Finanzmakler Walter G. Mitchell bekommt es bitter am eigenen Leib zu spüren, wohin es führen kann, wenn man sich Lucky zum Feind macht.

Es ist an einem Nachmittag im Juli. Jeder, der ein bißchen Zeit erübrigen konnte, ist zum Rennplatz hinausgefahren, wo eine angenehme Brise vom Meer herweht und einen die dumpfe Hitze des Brutofens New York vergessen läßt.

Mitchell sitzt auf dem besten Tribünenplatz. In seiner Begleitung befindet sich ein vierundzwanzigjähriges Traumwesen mit langen blonden Haaren und einem Gesicht, wie es Hollywood in zehn Jahren nicht hervorgebracht hat.

Der Millionär zeigt, wie stolz er auf die neidischen Blicke der anwesenden Herren ist. Er begrüßt sie mit einem strahlenden Lächeln und weitausholenden Armbewegungen. Mit der Geste des Mannes, dem die ganze Welt gehört, dem nichts mehr fehlt. Nur, als er an Lucky Luciano vorbeigeht, behält er seinen Hut auf. Er blickt durch den Gangster hindurch, als sei er überhaupt nicht vorhanden.

Äußerlich beherrscht sich Lucky. Aber innerlich kocht er vor Wut. Vor ein paar Monaten hätte er den Mann kurzerhand niedergeschlagen, aber jetzt, da man selbst nachmittags einen Zylinder trägt, geht das nicht mehr. Jetzt muß man sich rächen, ohne daß man sich selbst dabei die Hände schmutzig macht.

„Wer ist die Puppe da mit ihm?" fragt Lucky einen Buchmacher, der hinter ihm steht.

„Sie heißt Rosa, und viel mehr weiß man nicht über sie. Kommt aus Kansas oder so, guter Stall. Nächsten Monat wollen sie sich verloben. Soll 'ne Riesenparty werden."

Lucky nickt. Er weiß schon, wie er sich rächen wird. Mit wenigen Sätzen ist er in der nächsten Telefonzelle und ruft Gay Orlova an. „Du mußt mir einen Gefallen tun. Komm sofort zum Rennplatz. Nimm dir die schnellste Taxe, die du kriegen kannst!"

Das Mädchen, das ihn immer noch liebt, tut den ganzen Tag nichts anderes als auf seinen Anruf zu warten. Manchmal dauert es eine Woche, manchmal auch länger. Und wenn er dann anruft, dann sagt er nie ein liebes Wort. Immer nur hat er irgendeine unangenehme Sache, die sie erledigen soll. Aber sie folgt ihm. Sie weiß selbst nicht, warum. Sie ist ihm verfallen, und er kann mit ihr tun, was er will.

Eine knappe dreiviertel Stunde später ist Gay auf dem Rennplatz. Sie hört sich an, was er von ihr verlangt. Sie wehrt sich dagegen. Sie widerspricht ihm. Aber er läßt sich auf keine Diskussion ein. Er befiehlt ihr, und sie folgt. Und um ihn nicht noch mehr zu erzürnen, spielt sie die Rolle, die er ihr zugedacht hat, so überzeugend, daß niemand an der Echtheit ihrer Worte zweifelt.

Sie sieht noch immer gut aus, und sie weiß, wie man sich unter einem solchen Publikum bewegen muß, um aufzufallen. Der Ausschnitt ihres Kleides ist fast noch gewagter als das Kostüm, das sie nachts in ihrem Klub zu tragen hat, in dem sie tanzt. Und ihr Gang ist tausend Meter Film wert.

Bis zu der Tribünenloge des Millionärs Mitchell sind es gut dreihundert Meter. Weit genug, um tausend Augenpaare auf sich zu lenken. Gay Orlova schiebt den uniformierten Platzanweiser mit einer lässigen Handbewegung beiseite und mustert mit einem kurzen, eiskalten Blick den Millionär von oben bis unten und wendet sich dann Rosa zu, der Dame aus Kansas, die in New York das Glück ihres Lebens gefunden hat.

Und dann sprudelt es aus Gay heraus. So laut und mit einer so sorgfältigen Betonung, daß man es fünfzehn Bänke weit verstehen kann: „Du gemeines Aas du! Jetzt, wo du deinen reichen Knilch hast, da läßt du uns hängen! Jetzt willst du nicht mehr wissen, daß du von der Straße kommst, daß du unsere Freier beklaut hast! Jetzt spielst du gnädige Frau, du Dreckstück du!"

Ehe die Dame überhaupt begreift, was hier gespielt wird, erhält sie zwei schallende Ohrfeigen. Mitchell ist so schockiert, daß er keiner Bewegung fähig ist. Auf den Bänken ringsherum grinst die Schadenfreude aus Dutzenden von Gesichtern.

Ganz Herrin der Situation, wendet sich Gay auf dem Absatz um und verläßt die Tribüne. Keiner achtet mehr auf die Pferde. Es ist Luckys Rennen geworden, und Gay hat es gewonnen.

Der Skandal, der sich innerhalb weniger Stunden in der gesamten New Yorker Gesellschaft herumspricht, macht es Mitchell unmöglich, sich mit seiner Rosa zu verloben. Eine Millionärsehe scheitert, weil der Bräutigam vor Lucky nicht den Hut gezogen hat.

Der Sizilianer versteht es schon, sich Respekt zu verschaffen. Er hat die Unterwelt unter seine Kontrolle gebracht, und jetzt ist er soweit, daß die Herren der Wall-Street schon vor ihm zittern.

Er kostet das Gefühl der Macht bis zur Neige aus. Jeden Fußtritt, den er einmal als Junge bekommen hat, läßt er seine Umgebung fühlen.

Dabei ist er so mächtig, daß man ihn immer öfter zu den großen gesellschaftlichen Empfängen in den Salons der Stadt zum Cocktail bittet.

Die Männer, die der FBI-Chef Mc-Call in diese Salons einschleust, kommen sich hilflos und gedemütigt vor. Ihre Smokings stammen aus dem nächsten Verleih, und die Art, wie man in der vornehmen Gesellschaft Hummer zerteilt und Austern schlürft — das ist etwas, was man auf der Polizeischule nicht lernt.

Lucky erkennt die Männer, die ihn bewachen sollen, meist schon nach der ersten Minute. Und er macht sich einen Spaß daraus, sie nach dem Befinden ihres höchsten Chefs zu fragen und ihnen lächelnd ins Gesicht zu sagen: „Wenn Sie mal ein billiges Begräbnis brauchen, dann brauchen Sie nur Ihren Befehl auszuführen."

Seitdem Marinelli für ihn im Rathaus sitzt, fühlt sich Lucky als der wahre Herr New Yorks. Aber es wird nicht mehr lange dauern, dann wird er der wahre Herr von ganz Amerika sein. In drei Monaten werden die Präsidentschaftskandidaten nominiert.

Lucky hat dafür gesorgt, daß er auch bei diesem Spiel die Karten mischt.

In der nächsten BUNTEN:

Der Mafia-Draht zum Weißen Haus

Roman eines opfervollen Mutter

Hannes Justinus läßt Sabine nicht im Stich. Obwohl ihr Vater wegen Beihilfe zum betrügerischen Bankrott verhaftet worden ist. Obwohl er als Schwiegersohn eines Verbrechers keine Karriere machen kann. Obwohl seine Mutter mit allen Mitteln versucht, ihn von Sabine zu trennen ... Ihr letzter Versuch war ein Besuch bei Sabines Vater. Aber er ist anders verlaufen, als sie erwartet hat. Geldern hat ihr die Augen geöffnet. Und Maria trifft sich mit Sabine.

Maria legte Sabine die Hand auf den Arm. Es war eine zärtliche, mütterliche Geste. „Deshalb war ich bei Ihrem Vater, Sabine", sagte sie ehrlich. „Hannes' Posten steht auf dem Spiel, seine Karriere in der CHEMAG. Daran habe ich immer gedacht. Nur daran. Sogar heute früh noch. Erst Gregor Geldern hat mir die Augen geöffnet!"

„Mein Vater? Im Gefängnis?"

„Ja, Ihr Vater. Er hat sich sehr geändert, Sabine. Wirklich, Sie sollten ihn bald besuchen. Ich glaube, er würde sich freuen."

„Ich weiß nicht", sagte Sabine.

Maria griff nach ihrem Arm. „Gregor Geldern hat mich daran erinnert, was Anständigkeit heißt. Er hat mir klargemacht, daß Hannes richtig handelt, wenn er zu Ihnen hält. Ich will es auch tun, zu ihm halten und zu Ihnen halten. Trotz der gräßlichen Angelegenheit. Wir gehören zusammen!"

„Und Hannes, was wird aus Hannes? Sie haben selbst gesagt, daß er seine Stellung verliert. Durch mich!"

„Er liebt Sie, Sabine."

„Ja, schon. Aber er liebt auch seine Arbeit. Es geht doch nicht, daß ich ihm im Weg stehe. Was soll er denn von mir denken?"

Maria schüttelte den Kopf. „So dürfen Sie nicht reden. Hannes ist alt genug, um selbst zu entscheiden. Daß er Sie gewählt hat und nicht seine Karriere, ist sein freier Entschluß. Die Verantwortung dafür trägt er allein. Und — und ich bin glücklich über seine Standhaftigkeit ..."

Sabine starrte auf die Spitzen ihrer braunen Halbschuhe. Tränen liefen plötzlich über ihre Wangen. „Ja, Hannes ist anständig", flüsterte sie. „Viel zu anständig. Ich wünschte, ich hätte ihn nie kennengelernt! Was hat er schon gelitten durch mich, nur durch mich!"

Maria faßte sie um die Schultern und zog sie an sich. Tiefe Zuneigung durchflutete sie. „Nicht weinen, Sabine", sagte sie leise. „Wenn Hannes gelitten hat, dann eher durch mich als durch Sie. Wissen Sie noch, damals auf der Straße, als Sie auf mich warteten? Wie ich Sie angeschrien habe? Da haben auch Sie gelitten, durch mich ... Es tut mir leid, Sabine. Verzeihen Sie mir."

Das Mädchen sah die Frau an, mit Augen voller Verwunderung. Bedächtig schüttelte sie den Kopf. „Nein, Frau Justinus, Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen. Es würde mir ebenso schwerfallen, einen Sohn wie Hannes herzugeben. Und später haben Sie ja alles eingesehen. Nein, Sie sind gut. Wie Hannes. Er wäre nie so geworden ohne Sie, sicher nicht!"

Maria drückte das Mädchen noch fester an sich. Wie sie da saßen, schienen sie ganz wie Mutter und Tochter. Es war ein Bild, das alles vorwegnahm. Ein erlösendes Ende. Eine glückliche Zukunft. Und plötzlich begriff Maria, daß sie hier fand, was das Schicksal ihr verwehrt hatte. Was sie nie zu gewinnen vermocht hätte, indem sie Hannes an sich kettete: die Familie, Mann und Frau, Hannes und Sabine. Beide würden eine Familie sein und sie daran teilhaben lassen.

„Es wird alles gut werden, Sabine", sagte sie herzlich. „Wir müssen nur durchhalten!"

Kurz vor zwei Uhr gingen sie weiter. Das Mädchen begleitete Maria zur CHEMAG.

„Ich darf Hannes nicht im Weg sein", sagte Sabine immer wieder. „Das geht doch nicht!"

Und Maria antwortete ebensooft: „Diese Entscheidung kann nur Hannes allein treffen. Er ist alt genug dazu. Ich finde es richtig, daß Sie ihm wertvoller sind als seine Karriere!"

Schließlich waren sie am Hochhaus.

„Morgen abend werde ich Sie und Ihre Mutter besuchen, wenn es Ihnen recht ist", sagte Maria zum Abschied. „Am besten, ich begleite Hannes nach Feierabend."

„Danke, Frau Justinus."

Sie gaben sich die Hand und sahen sich in die Augen. Es war, als ob sie sich seit vielen Jahren kannten und

Lebens · Von Herbert Leger

mochten, nicht erst seit dem Gespräch im Park.

„Und besuchen Sie Ihren Vater", sagte Maria. Dann fuhr sie mit dem Fahrstuhl nach oben. Sie war aufgewühlt von den Begegnungen der letzten Stunden. Aber sie fühlte sich auch unendlich erleichtert.

Der Fahrstuhl hielt. Sie durchquerte den mit Teppichen ausgelegten Vorplatz und bog in den Gang ein, der zu ihrem Büro führte. Ob sie Ben Fischbein alles erzählen konnte? Verstehen würde er sie.

Aber das Zimmer war leer.

*

Ben Fischbein saß in diesem Augenblick Professor Bleyl gegenüber. „Ich spreche nicht gern über Kollegen, Herr Professor", sagte er ernst. „Aber es bleibt mir nichts anderes übrig. Es handelt sich um Hannes Justinus."

Der Professor runzelte unwillig die breite Stirn. Seine buschigen Brauen wirkten noch strenger als sonst. „Na, Fischbein, weil Sie es sind: Schießen Sie los!"

Der Chefsekretär nickte. „Sie wissen, worum es geht."

Bleyl griff in einen Ablagekorb und holte einige handbeschriebene Briefbogen hervor. Nachdenklich glättete er sie auf der Schreibtischplatte. „Ja, ich weiß, worum es geht. Der junge Justinus hat mir diesen Schrieb geschickt und um seine Entlassung gebeten. Damit nicht noch seine Mutter dran glauben muß!"

Ben Fischbein fuhr auf. „Frau Justinus? Wieso denn das? Sie hat doch gar nichts damit zu tun!"

„Natürlich nicht", meinte Bleyl. „Keine Ahnung, wie der Junge darauf kommt. Etwas anderes ist es bei ihm. Er besteht darauf, die Tochter dieses zweifelhaften Menschen zu heiraten. Wie unser Aufsichtsrat zu so etwas steht, ist Ihnen bekannt!"

Der Chefsekretär nickte. „Trotzdem darf Justinus doch keine Nachteile davon haben. Weshalb soll er kündigen? Das ist glatter Wahnsinn!"

Der Professor senkte das Kinn auf die Brust und starrte auf die Briefbogen. Mit dem Zeigefinger schob er die Blätter auseinander. „Ich habe viel übrig für ihn", sagte er dabei. „Es ist ein Jammer. Aber stellen Sie sich die Heiratsanzeige vor: Hannes Justinus, Führungsnachwuchs der CHEMAG, und Fräulein Geldern, deren Vater zur Zeit im Gefängnis sitzt. Der reinste Skandal."

Der Chefsekretär beugte sich vor. „Vielleicht verzichten die beiden auf Heiratsanzeigen. Vielleicht läßt sich alles ganz still abmachen, ohne viel Aufsehen."

Bleyl lächelte grimmig. „Sie sind ein guter Kerl, Ben, Ihnen geht es gegen den Strich, daß jemand Nachteile haben soll, weil er anständig handelt. Natürlich, mir paßt das auch nicht. Ein Mädel im Stich lassen, bloß weil ihr Vater krumme Dinge gedreht hat, wäre eine Gemeinheit."

„Eben, eine Gemeinheit!" bestätigte der Chefsekretär. „Und wenn Justinus so gemein ist, belohnt ihn die Firma mit einer Karriere. Wenn er anständig bleibt, darf er gehen!"

Der Professor kniff die Lippen aufeinander. „Na, nicht so heftig, Ben! Solche Dinge kommen eben vor. Die ganze Welt ist voll davon. Wann zahlt sich Anständigkeit mal aus?"

„Wenn das die neue Linie der CHEMAG sein sollte, dann bin ich hier überflüssig", sagte Ben hart. „Schauen Sie sich doch Maria Justinus an, wie sie von Tag zu Tag blasser und schmaler wird. Ein feines Arbeitsklima haben wir! Und Sie tragen die Verantwortung dafür!

Bleyl hieb mit der flachen Hand auf die Schreibtischplatte. „Ich habe getan für Justinus, was ich konnte!" schrie er. „In diese Lage hat er sich schließlich selbst gebracht — und gekündigt hat er auch von selbst. Das können Sie mir doch nicht vorwerfen."

Der Chefsekretär ballte die Fäuste. „Ich muß es Ihnen sogar vorwerfen!" sagte er eisig. „Wenn Sie erkennen, daß dem Jungen Unrecht geschieht, dann haben Sie es zu verhindern. Das ist Ihre Pflicht!"

Sie sahen sich in die Augen. Schließlich entspannte sich Bleyls Miene. Er sah müde weg. „Was soll ich denn tun?" fragte er leise, mehr zu sich selbst. „Was soll ich denn tun für den Jungen?"

Der Chefsekretär lehnte sich im Sessel zurück. „Nun, da gibt es schon Möglichkeiten. Der Junge arbeitet gut. Einen Entlassungsgrund gibt es also nicht. Wen er heiratet, geht die Firma nichts an. Wir leben doch nicht im Mittelalter. Lehnen Sie seine Kündigung ab, dann ist alles in Ordnung."

Bleyl schüttelte zweifelnd den Kopf. „Und wenn schon. Justinus will doch weiterkommen. Ob wir ihn als Sachbearbeiter durchkriegen? Aber Sie haben recht, Ben, wir müssen es versuchen!"

Der Chefsekretär atmete auf. „Ich wußte, daß Sie mich verstehen würden", sagte er, und über sein Gesicht breitete sich das alte verschmitzte Lächeln.

Bleyl gab das Lächeln unvermittelt zurück. „Ja, freilich, die alte Masche: den anderen bei der Ehre packen! Es ist Ihnen gelungen, Ben!"

Der Sekretär grinste stärker. „Ich bin seit zehn Jahren in der CHEMAG. Ich kenne Sie doch, Herr Professor!"

Plötzlich streckte ihm Bleyl die Hand entgegen, über die lederbespannte Schreibtischplatte hinweg, augenzwinkernd. „Manchmal braucht jeder einen Stoß, um auf seinem Weg zu bleiben", sagte er. „Die ganze Zeit über war ich unentschlossen, was ich im Fall Justinus zu tun hätte. Immer wieder habe ich die Entscheidung über den Kündigungsbrief des Jungen aufgeschoben. Bis Sie mir jetzt den Kopf gewaschen haben."

Ben Fischbein hob verlegen die Schultern. „Ich mußte es Ihnen sagen, entschuldigen Sie."

„Schon gut, mein Lieber", meinte Bleyl. „Kein Grund, Ihnen etwas nachzutragen. Im Gegenteil: ich bin froh, daß es Sie gibt. Wer sagt schon seinem Chef die Meinung . . ."

Der Chefsekretär kniff das linke Auge ein und verzog den Mund. „Verstehe", sagte er. „Jedem einen kleinen Ben ins Ohr!"

Sie waren sich einig.

*

Hannes stieg die Treppe hinauf, mit langsamen, gelassenen Schritten. Glücklich wie seit langem nicht. Professor Bleyl hatte ihn kurz vor Feierabend zu sich gerufen und ihm erklärt, daß er die Bitte um Entlassung nicht annahm. Der Junge blieb in der CHEMAG wie bisher, bei Dr. Polzers Studiengruppe. Er würde wie vorgesehen am dritten Januar nach Neu-Delhi fliegen.

Er konnte es noch gar nicht fassen. Den ganzen vergangenen Tag begriff er nicht: Auf dem Weg zu Bleyl hatte ihn Mutter aufgehalten und von dem Besuch im Untersuchungsgefängnis erzählt. Nun stand sie plötzlich auf seiner Seite

Die Tür sprang auf. Zu Hause. Endlich zu Hause. Ihm war, als wäre er in der letzten Zeit nie recht daheim gewesen. Fortsetzung auf Seite 59



Es ist soweit!



„Hallo, Schwester, das muß meins sein! Ich warte schon viel länger!"



„Haltet euch gut fest! Wir überfliegen jetzt eine höhere Töchterschule!"



„Was, der Bub ist immer noch nicht da? Schwester, Ihre Klinik kann man aber wirklich nicht weiterempfehlen!"



„Otto wird staunen! Er denkt, ich lasse mir den Blinddarm herausnehmen!"



„Das hat er von dir: Er trinkt nur noch aus der Bierflasche!"



„Die Männer sind doch alle gleich!!"



„Was sagen Sie, Schwester, der Bub ist immer noch nicht da? Schwester, wenn ich was zuzahle, geht es dann schneller?"

Mutter

Fortsetzung von Seite 57

Er hängte den Mantel an die Flurgarderobe und wandte sich gewohnheitsmäßig dem Badezimmer zu. Dabei pfiff er wie früher, als noch alles gut war.

Dann sah er einen Brief auf dem weinroten Läufer liegen, so wie er durch den Briefkastenschlitz in die Wohnung gefallen war.

Er bückte sich danach. Der Brief trug seinen Namen. Sabines Handschrift. Natürlich Sabine! Sicher war ihr für heute abend etwas dazwischengekommen und sie hatte ihn telefonisch nicht erreicht, weil er beim Chef war. Schade.

Er riß den Umschlag auf.

Nach den ersten Worten taumelte er. Der Briefbogen in seiner Hand zitterte. Nein, das war unmöglich, das konnte nicht sein. Er las alles noch einmal.

Liebster Hannes! Ich habe über alles nachgedacht. Heute morgen sprach ich mit Deiner Mutter darüber. Sie war sehr lieb, aber das ändert nichts. Hannes, wir müssen uns trennen. Ich darf Dir nicht im Weg stehen. Du würdest es mir nie verzeihen! Und ich selbst könnte es mir auch nie verzeihen. Leb wohl und viel Glück! Wenn Du diese Zeilen liest, habe ich die Stadt verlassen.

Sabine

Der Junge ließ das Blatt fallen. Mit zwei Schritten war er an der Garderobe. Hastig riß er den Mantel herunter und schlüpfte hinein. Sabine! Er mußte mit ihr sprechen, ihr erklären, daß alles gut war.

Er warf die Wohnungstür hinter sich zu und raste die Treppen hinab. Schnell, nur schnell, damit er sie noch erreichte.

Hannes rannte die nächtliche Straße entlang. Zur nächsten Telefonzelle. Er riß den Hörer von der Gabel. Mit bebenden Fingern wählte er die Nummer von Gregor Gelderns Villa. Viel zu langsam drehte sich die Scheibe. Endlich erklang das Rufzeichen am anderen Ende der Leitung.

Nichts. Niemand hob ab.

Aber Sabines Mutter? Sie mußte doch wenigstens da sein. Da stimmte etwas nicht. Wenn sich die beiden Frauen etwas angetan hatten?

Hannes schmetterte den Hörer auf die Gabel. Er wartete nicht, bis die Groschen wieder aus dem Apparat fielen. Mit verzerrtem Gesicht lief er auf die Straße hinaus.

*

Die Klingel gellte durch die Diele, hohl und hallend. Ein Geräusch wie in einer Gruft. Hannes packte den Türdrücker und rüttelte daran. Aber das Schloß gab nicht nach. Kein Laut, keine Bewegung. Lagen sie hier dahinter, irgendwo? Sabine und ihre Mutter?

Er warf sich mit aller Macht gegen die Tür, die Schulter voran. Vergebens. Sollte er ein Fenster einschlagen? Wie von Sinnen rannte er den Gartenweg zurück, um die Hausecke. Schwer atmend stand er vor der glatten, dunkelglänzenden Fläche des Wohnzimmerfensters. Einschlagen — am besten mit einem Stein! Er sah sich suchend um.

Im nächsten Augenblick hielt ein Wagen auf der Straße, mit kreischenden Bremsen. Dumpf takte der Motor. Der Schlag krachte zu.

„Hannes, Hannes ..."

Schwerfällig drehte er sich um: Mutter. Seine Mutter war gekommen, mit einem Taxi. Woher hatte sie gewußt, daß er hier war? Und daß alles aus war?

Hölzern, wie eine Marionette tastete er sich den Weg zurück, Schritt für Schritt. Maria winkte ihm. Hannes blieb stehen und ließ den Kopf hängen.

„Ich habe Sabines Brief gefunden, als ich heimkam. Da bin ich dir nachgefahren."

Der Junge stöhnte. „Sabine und ihre Mutter. Vielleicht sind sie im Haus wenn sie nicht mehr leben ..."

„Unsinn, Hannes! Sabine lebt. Sie hat mich vom Bahnhof aus angerufen und mir ihren Entschluß erklärt ..."

„Aber ... aber ich bleibe doch in der CHEMAG!" schrie Hannes.

„Ich habe es ihr gesagt. Sie glaubt es nicht. Sie denkt, es ist ein Vorwand, damit sie bei dir bleibt ..."

*

In den Nächten bis Weihnachten fand Hannes wenig Schlaf. Er schrieb Briefe und schickte sie an Gregor Gelderns Anwälte. Aber mehr konnte er nicht tun. Lenz und Rademacher weigerten sich, auch nur über das Mädchen zu reden. Es war, als renne er gegen eine Betonwand. Jedesmal, wenn das Telefon auf seinem Schreibtisch anschlug, durchzuckte ihn die Hoffnung, sie könnte es sein. Und Tag für Tag wartete er auf eine Nachricht von ihr.

So gingen die Wochen dahin. Der Junge erfüllte gewissenhaft seine Pflicht in Dr. Polzers Studiengruppe Ostasien, verbarg seinen Kummer nach besten Kräften sogar vor seiner Mutter. Aber er wurde einsilbig dabei, wortkarg und bitter.

Maria Justinus sah, wie ihr Sohn litt. Auch sie zermarterte sich den Kopf, wie Sabine zu finden wäre. Auch sie sprach mit Gregor Gelderns Anwälten. Sie hatte nicht mehr Erfolg als Hannes. Ob Ben Fischbein ihr helfen konnte?

Der Chefsekretär hörte ihre Sorgen an. „Wirklich schlimm", sagte er, als sie geendet hatte. „Man könnte natürlich einen Privatdetektiv beauftragen oder wenigstens beim Einwohnermeldeamt nachfragen. Aber ich fürchte, es hat wenig Zweck. Denn wenn sie auf die Briefe nicht antwortet, wird sich auch bei einer Aussprache kaum etwas ändern."

„Aber wir dürfen doch Hannes nicht einfach im Stich lassen!" rief Maria erregt.

„Sehen Sie, Maria", sagte Ben betont, „es gibt Dinge, die darf man nicht übereilen. Lassen Sie die Zeit die Wunden heilen. Oder eine Lösung bringen."

„Ben, ich weiß nicht. Was wollen Sie damit sagen?"

Er verschränkte die großen, starken Hände auf der Schreibtischplatte und senkte den Kopf.

„Jede Liebe wächst, Maria, sie wächst ununterbrochen. Sie ist wie eine Blume. Der Sturm geht oft über sie hinweg, er zerrauft sie oder er knickt sie sogar ... Dann kommt es darauf an, ob sie sich wieder aufrichtet, aus eigener Kraft."

Sie nickte langsam. „Dann müßte Sabine von sich aus zu Hannes zurückkehren. Wenn nicht, dann ist es besser, die beiden bleiben getrennt."

Der Chefsekretär lächelte. „Ja, das meine ich. Menschen, die wirklich zusammengehören, finden auch zueinander."

Maria hatte den Eindruck, daß er an etwas ganz anderes dachte. Ihr fiel ein, daß er es gewesen war, der Professor Bleyl überredet hatte, Hannes' Kündigung nicht anzunehmen.

„Ben, warum haben Sie das eigentlich getan für Hannes?" fragte sie. „Warum haben Sie dafür gesorgt, daß er hier im Betrieb bleibt?"

Er griff nach seinem Brieföffner, einem kleinen Messer mit Elfenbeingriff, und bohrte ihn spielerisch in die Schreibunterlage. Sein breites, ehrliches Gesicht wurde ernst. „Ihretwegen", antwortete er. „Nur Ihretwegen ..."

„Aber warum, Ben? Warum?"

Fortsetzung auf Seite 61

Sie fahren besser mit der BUNTEN

Rennfahrer Hans Herrmann testete die neue Renault Caravelle und Floride S



Die Caravelle: Ein flotter sportlicher Viersitzer aus der neuen Renault-Produktion.

Mademoiselle aus Paris

Der Kunde ist wieder König. Durch den harten Konkurrenzkampf bedingt, kommen die Autofirmen den Käuferwünschen immer mehr entgegen. Das zeigt die französische Autofirma Renault jetzt an ihren beiden neuen Modellen Floride S und Caravelle, einer Kombination von Sport und Luxus. Ihre Hauptmerkmale seien vorweggenommen: ein ganz neu entwickelter Motor mit vergrößertem Hubraum von 956 ccm und der Leistung von 46 PS, Lockheed-Scheibenbremsen an allen vier Rädern und verplombtes Flüssigkeitskühlsystem.

Die Caravelle als völlige Neuschöpfung hat ihren Namen nach dem berühmten französischen Düsenflugzeug bekommen. Sie ist ein viersitziges sportliches Coupé mit festem Metalldach. Die Caravelle hat dieselbe technische Konstruktion wie die Floride S und unterscheidet sich nur durch das Kleid. Der Verdeckkasten für das Kabriolettdach wurde herausgenommen, das Rückfenster etwas gerader gestellt, der Kühler hinter den Motor verlegt und damit Platz für vier Personen gewonnen. Und das Erstaunliche an diesem 956-ccm-Auto ist: Es haben tatsächlich auch vier Personen bequem Platz. Die Hintersitze dieses Coupés sind keine Notsitze mehr.

Die Floride S dagegen ist ein sportlicher Zweisitzer geblieben. Allerdings mit viel Temperament. Der abnehmbare Hardtop ist obligatorisch und kann im Sommer durch ein Kabrio-Faltverdeck ausgetauscht werden.

Die Türen dieser beiden Autos sind lang. Das ergibt zwar einen mühelosen Einstieg, man braucht dafür aber beim Parken seitlich genug Platz, wenn die Türen weit genug geöffnet werden sollen. Anfangs verschätzt man sich hierbei leicht.

Hatte die Floride ursprünglich den Ruf, ein Wagen für die Frau zu sein, so ist die Floride S ein neutrales Auto geworden. Dasselbe gilt auch für die Caravelle. Denn beide haben in der Leistung einen betont sportlichen Charakter, und auch die Frauen werden sich weiterhin für diese flotten Wagen begeistern. Man kann sie nämlich sehr sportlich fahren.

Der Heckmotor von 956 ccm Hubraum und den 46 PS Leistung wurde beträchtlich nach oben getrimmt. Dabei wiegt er kein Kilogramm mehr als die bisherige Maschine. Das kommt aber nicht von ungefähr, denn der Motor ist mit 9,5:1 sehr hoch verdichtet und hat mit 5700 Umdrehungen pro Minute eine hohe Drehzahl. Um einem vorzeitigen Verschleiß vorzubeugen und eine einwandfreie Arbeitsweise zu garantieren, wurde die Kurbelwelle fünffach gelagert.

Die Spitzengeschwindigkeit beträgt 137 km/st. Bei der Beschleunigungsprobe erzielte ich folgende Werte: Von 0 auf 50 km/st in 5,6 Sekunden, von 0 auf 80 km/st in 13,4 Sekunden und von 0 auf 100 km/st in 21,8 Sekunden.

Der Motor ist geräuscharm und hat einen gesunden, sportlichen Klang. Er ist auch sehr elastisch. Man kann im

Fortsetzung auf Seite 62

Fortsetzung von Seite 59

„Ich sagte vorhin etwas von einer Blume, Maria", meinte er leise. „Sie ist bei mir gewachsen. Ohne daß ich etwas dafür gekonnt hätte, eben aus eigener Kraft. Sie mögen mich auslachen, aber — ich liebe Sie."

Er errötete etwas, warf plötzlich den Papierdolch auf den Schreibtisch und sah aus dem Fenster. Maria fühlte seine Bewegung deutlicher als ihre eigene Überraschung.

„Guter Ben", sagte sie herzlich. „Sind Sie sicher?"

Er nickte.

„Ich bin über vierzig, Ben", meinte sie beinahe schüchtern. „Das meiste an mir ist Puder und Lippenstift. Die Falten, die Ihnen sicher nicht entgangen sind, werden bestimmt nicht mehr verschwinden!"

Der Chefsekretär drehte den Kopf gelassen zurück und musterte sie gespielt gründlich. Dann verzog er den Mund in alter Fröhlichkeit. „Dafür könnte ich etliche Haare mehr gebrauchen. Nein, Maria, ich weiß, daß ich kein Filmstar bin. Aber ich meine es ehrlich!"

Da begriff die Frau, was Ben Fischbeins Worte für sie bedeuteten. In all den Jahren mit Hannes, in der Kriegszeit, im Nachkriegselend und während der entbehrungsreichen Jahre des Aufstiegs war sie immer allein gewesen. Nur ihr Junge war da, mehr eine Verpflichtung als eine Stütze. Nun bot sich ihr ein Begleiter an, anders als Dr. Zimmermann, ein Mann, der Sicherheit und Stärke versprach.

„Ja, ich werde es mir überlegen, Ben", sagte sie fest. „Ganz ehrlich überlegen!"

„Fein. Aber überstürzen Sie auch da nichts, Maria", antwortete er. „Wir sehen uns ja jeden Tag."

*

Als Maria das Haus verließ, sprach Dr. Zimmermann sie an. „Hallo, Maria!"

Er hatte auf sie gewartet, gegen neun Uhr abends, nach den üblichen Überstunden, zwei Tage vor Weihnachten. In seinem hellen Kamelhaarmantel sah er gut aus, elegant wie immer, weltgewandt und männlich.

„Entschuldigen Sie, Fred", antwortete Maria kühl. „Ich habe es eilig!"

„Ich begleite Sie, meine Liebe", sagte er. „Darf ich Ihnen meinen Arm anbieten?"

„Danke!" lehnte sie ab.

„Sie haben nichts mehr von sich hören lassen", sagte Zimmermann.

Maria sah ihn von der Seite an. „Ich will nichts mit Ihnen zu tun haben! Lassen Sie mich in Frieden!"

„Ach so, nachdem ich die Kastanien für Sie aus dem Feuer geholt habe, wollen Sie mich abschieben!" knurrte er.

Die Frau blieb mit einem Ruck stehen. „Was haben Sie?" rief sie. „Kastanien aus dem Feuer geholt? Sie für mich?"

Dr. Zimmermann neigte sich federnd vor. Lässig hielt er die Linke in der Manteltasche, während die Rechte mit den Schweinslederhandschuhen spielte. „Etwa nicht?" fragte er. „Arbeitet Ihr Sohn nicht noch in der CHEMAG? Auch dann, wenn er seine Sabine heiratet?"

„Sie Lügner! Sie haben mit Hannes gesprochen. Aber erreicht haben Sie nur, daß er von sich aus gekündigt hat. Geholfen haben mir andere — und Sie wollen die Lorbeeren ernten!"

Der Abteilungsleiter lachte kalt. „Lorbeeren ist gut. Aber darum ging es wohl nicht bei unserer kleinen Abmachung!"

Er packte ihre Schultern und preßte sie an sich. Heiß spürte sie seine Lip-

Fortsetzung auf Seite 65

Mademoiselle aus Paris

Fortsetzung von Seite 60

3. Gang noch mit ziemlich niedriger Geschwindigkeit fahren und trotzdem gut beschleunigen. Die Abstufungen der Gänge liegen für jeden Fahrbereich (Stadtverkehr, Gebirge und Autobahn) sehr günstig.

Der 1. Gang ist nicht synchronisiert. Das spielt bei diesem Auto aber kaum eine Rolle, weil man den 1. Gang praktisch nur zum Anfahren braucht. Sobald der Wagen auch nur etwas rollt, kann man im 2. Gang weiterfahren.

Ganz ungünstig, auch für körperlich große Menschen, liegt der Schalthebel. Es ist unverständlich, daß die Position des Schaltknüppels so belassen wurde. Um nämlich in den 3. Gang zu kommen, muß man sich sehr weit vorbeugen. Das ist aber für Fahrer, die Anschnallgurte benutzen, nahezu unmöglich. Durch die zu große Entfernung des Schalthebels vom Fahrersitz spürt man auch die langen Schaltwege besonders. Schalten läßt sich das Getriebe jedoch gut.

An der Lenkung hätte ich auszusetzen, daß sie bei geringen Lenkausschlägen schwer geht, obwohl sie präzis und zielgenau ist. Man braucht dadurch beim Korrigieren viel Kraft. Vor allem bei Seitenwind. Das gilt aber hauptsächlich für die Caravelle, die seitenwindempfindlich ist, weniger dagegen für die Floride S.

Mit der Straßenlage beider Autos war ich sehr zufrieden. Sie lassen sich gut durch enge Kurven ziehen, und auch wenn plötzlich Hindernisse auftauchen, kann man mit gewagten Lenkmanövern ausweichen. Selbst auf nassen und glatten Straßen behalten diese Autos ihre gute Straßenlage. Durch eine gelungene Gewichtsverteilung verhalten sie sich in den Kurven völlig neutral.

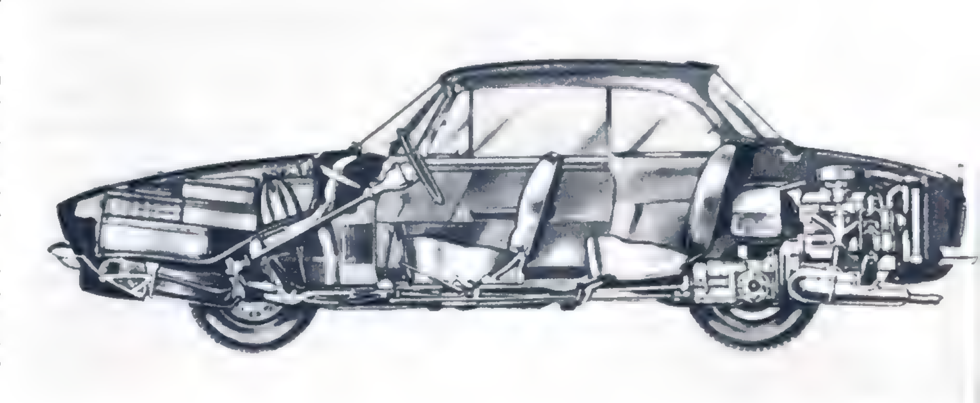
Wenn man zu schnell in eine Kurve gefahren ist, spürt man es am Heck, aber trotzdem behält man die Autos unter Kontrolle, weil sie vorn in der Spur bleiben.

Die neuen Renault-Modelle haben vorn und hinten Scheibenbremsen, die dem Wagen größtmöglichste Sicherheit verleihen. Lediglich im Regen und wenn die Bremsen längere Zeit nicht betätigt wurden, zeigte es sich, daß kleine Verzögerungen auftraten, die — wahrscheinlich durch die Erwärmung — sofort wieder verschwanden.

Renault beweist hier, daß Scheibenbremsen auf allen vier Rädern durchaus nicht das Privileg der großen teuren Autos zu sein brauchen, und diesem Beispiel sollten die deutschen Autoproduzenten bald folgen.



Der Blick in die Floride S. Die sesselartigen Vordersitze (oben) sind auch während der Fahrt mühelos zu verstellen. Fahrer und Nebenmann haben erstaunlich viel Platz. Armaturenbrett und Bedienungshebel sind übersichtlich angeordnet. Sind die hinteren Sitze der Floride S nur ein Notbehelf, so findet man auch auf den Hintersitzen der Caravelle (unten) genügend Kniefreiheit. Der Kofferraum beider Modelle umfaßt 240 Liter. Bei der Floride wird durch Herunterklappen der Notsitzlehne ein weiterer Gepäckraum von 175 Liter frei.



Durch die hermetisch geschlossene Flüssigkeitskühlung entfallen — wie schon beim Renault 4, bei der Caravelle und der Floride S — die Kühlwasserkontrolle und der Frostschutz. Bei der Produktion am Fließband wird das Kühlsystem mit einer Spezialflüssigkeit gefüllt, die bis ± 40 Grad Außentemperatur Sicherheit bietet.

Wartung:

Alle 5000 km: Motorölwechsel und Schmierung von Zündverteiler, Pedalwerk, Lenkung, Vorderachse.
Alle 10000 km: Getriebeölwechsel.
Alle 20000 km: Schmierung von Hinterradnaben, Vorderradnaben.

Vorn sitzt man sehr bequem, und bei der Caravelle ist auch auf den Hintersitzen genügend Platz. Doch darf man nie vergessen, daß man eben nur in einem Auto von 956 ccm Zylinderinhalt fährt. Da kann man kaum mehr verlangen, denn der Kofferraum ist für diese sportliche Wagen ausreichend gehalten.

Allerdings ist die Anordnung der Fensterkurbel nicht gelungen. Wenn man die Kurbel betätigen will, stößt man mit dem Ellenbogen an der Rückenlehne des Vordersitzes an. Doch das sind Kleinigkeiten, die in der nächsten Serie abgestellt werden können.

Die Heizung ist ausreichend, das Armaturenbrett kann man getrost als übersichtlich bezeichnen, und die Anordnung der Bedienungshebel ist praktisch. Die Scheibenwaschanlage ist serienmäßig eingebaut. Serienmäßig sind auch die Weißwandreifen.

Verblüfft war ich über den geringen Verbrauch. Sehr scharf auf den schnurgeraden französischen Landstraßen, fast immer über 125 km/st, gefahren, brauchte der Motor auf 100 km genau 8,4 Liter Benzin. Auch diese Neukonstruktion ist wie alle Renaultmotoren sehr sparsam.

Die Sicht reicht aus. Große Menschen werden vielleicht in der Seitensicht etwas beeinträchtigt sein, weil sie die Augen in Höhe des Dachrandes haben werden, aber schon beim mittelgroßen Menschen fällt das nicht mehr ins Gewicht.

Der Preis der Caravelle: 8750 DM. Floride S (einschl. Hardtop): 9500 DM. Jahressteuer: 114 DM. Haftpflicht 290 DM.

Lob
Scheibenbremsen, Straßenlage, Sparsamkeit.

Tadel
Position des Schaltknüppels, Lenkung etwas schwergängig.

















WER SCHIESST, MUSS HÄNGEN

Fortsetzung von Seite 31

Wie aber ist es mit der Abschreckung? Strafrichter Wolf Middendorf schreibt: „Die abschreckende Wirkung der Todesstrafe kann nicht mit Sicherheit erwiesen werden — eher das Gegenteil. In meiner eigenen langjährigen Tätigkeit als Strafrichter habe ich die sich immer wiederholende Erfahrung gemacht, daß die Täter sich weder durch die Strafdrohung des Gesetzes noch durch verhängte und veröffentlichte Urteile gegen andere Täter abschrecken ließen."

Nach einer englischen Statistik haben von 250 Gehenkten 170 zuvor selbst mindestens einer Hinrichtung beigewohnt. Von 167 zum Tode Verurteilten, die 1868 im Gefängnis von Bristol saßen, waren 164 bei einer Hinrichtung Zeuge gewesen.

Früher waren die Hinrichtungen öffentlich. Wenn der englische, der französische oder der amerikanische Staat, die alle noch den Henker behalten haben, wirklich glauben, daß Hinrichtungen andere Menschen vor Mordtaten abschrecken, dann müßten alle Hinrichtungen im Fernsehen übertragen und in allen Einzelheiten in der Presse geschildert werden. Damit möglichst viele abgeschreckt werden.

Warum aber finden Hinrichtungen nicht mehr öffentlich statt? Weil die Wirkung anders war als erwartet.

Nach der Preußischen Kriminalordnung von 1805 war an Hinrichtungstagen schulfrei, und die Kinder wurden zur Richtstätte geführt. Was geschah? Der Rechtsgeschichtler Rameckers beschreibt es:

„Der Tag der Hinrichtung war ein richtiger Festtag. Aus der ganzen Umgebung strömte das Volk herbei. In der Nähe der Richtstätte standen Krämertische, wo man Gebackenes und Gebratenes, Wein, Bier, Branntwein kaufen konnte. Betrunkene Bauern und Frauenzimmer tummelten durch die Straßen. Blutdurst und Sinnlichkeit feierten die ausschweifendsten Orgien."

Amerikanische Untersuchungen der letzten Jahre wollen festgestellt haben: An den Hinrichtungstagen werden in der Umgebung der betreffenden Gefängnisse mehr Bluttaten begangen als an anderen Tagen.

Schreckt die Angst vor dem Tod die Mörder ab?

In Berlin beging von 1926 bis 1932 nur ein einziger Totschläger, und niemand, der eine Körperverletzung mit Todesfolge oder eine fahrlässige Tötung begangen hatte, Selbstmord. Von 387 Mördern dagegen entleibten sich 153 (53 Prozent) selbst.

Der Rechtswissenschaftler Düsing schreibt dazu: „Die Mehrzahl derjenigen Verbrecher, die die Todesstrafe zu fürchten hatten, nämlich die Mörder, spotteten also ihrer, indem sie sich selbst den Tod gaben."

Steigen die Mordziffern, wenn die Todesstrafe abgeschafft wird? Ja und nein.

In England wurde im März 1957 für eine ganze Anzahl von Tötungsdelikten die Todesstrafe abgeschafft. In den folgenden Monaten stieg die Zahl der Tötungsdelikte sprunghaft an.

Morde und Totschläge in England

	1956	1957	1958
Januar	10	13	11
Februar	13	13	13
März	17	21	18
April	12	27	15
Mai	16	21	17
Juni	15	34	16
Juli	15	15	21
August	11	20	
September	13	11	
Oktober	24	18	
November	24	13	
Dezember	19	17	

Über einen größeren Zeitraum gesehen, wurde die Zahl der Morde jedoch durch die teilweise Aufhebung der Todesstrafe kaum beeinflußt. Auch das beweist die Statistik:

Morde in England und Wales

	Von der Polizei entdeckte Morde	Mordprozesse	Todesurteile	Hinrichtungen	Anzahl der Morde je 1 Mill. d. Bew
1946	148	68	30	20	3,5
1947	175	74	27	11	4,1
1948	171	87	38	8	3,9
1949	136	68	42	15	3,1
1950	139	77	33	19	3,6
1951	132	55	21	15	3,5
1952	146	63	39	22	3,8
1953	143	66	26	15	3,7
1954	146	60	21	11	3,8
1955	135	79	29	12	3,4
1956	156	79	28	0	4,0
1957	166	30	13	2	4,2
1958	137	61	9	5	3,4
1959	149	74	6	5	3,7

In der Bundesrepublik wurde mitten in der wildesten Nachkriegszeit im Juni 1949 zur fast allgemeinen Überraschung die Todesstrafe abgeschafft. Was geschah? Die Zahl der Morde nahm, der zunehmenden Normalisierung der Lage entsprechend, weiter ab.

In den ersten 12 Monaten nach Aufhebung der Todesstrafe (Juni 1949 Mai 1950) wurden in Baden 8 Morde begangen. In den vorausgegangenen Jahren waren es:

1946 1947: 16 Morde
1947 1948: 13 Morde
1948 1949: 12 Morde

Zahl der Morde und Totschläge in Nordrhein-Westfalen:

1947 1948: 209
1948 1949: 181
1949 1950: 148

Zahl der Morde und Totschläge in Bayern:

1946 1947: 293
1947 1948: 182
1948 1949: 116
1949 1950: 111

Zahl der Morde und Totschläge in Niedersachsen:

1946/1947: 228
1947/1948: 196
1948 1949: 193
1949 1950: 116

In England werden nur ganz selten Polizisten ermordet. Man schreibt es dem Gesetz zu, das Polizistenmörder

Fortsetzung auf Seite 68

Mutter

Fortsetzung von Seite 61

pen auf ihrem Gesicht, auf ihren Augen, ihrer Stirn, den Wangen und dem Mund. Ihr Schrei erstickte in seinem Kuß. Sie stemmte die Fäuste vor seine Brust und drückte ihn mit aller Gewalt von sich.

Endlich mußte er loslassen. Keuchend standen sie da. Er mit einem Streifen Lippenstift über der rechten Wange, Maria mit Tränen der Empörung an den Wimpern. Blitzartig holte sie aus und schlug ihm ins Gesicht.

Zimmermann zuckte zurück. Für einen Augenblick wirkte seine glatte Miene fassungslos, dümmlich. Er faßte sich an den Mund, wo sie ihn getroffen hatte, rieb sich die Oberlippe und betrachtete die Finger. Dann zerrte er ein Taschentuch heraus und wischte sich die roten Flecke von der Haut.

„Na schön, wie Sie wollen", sagte er. „Ich werde . . ."

„Sie werden nach Hause gehen", unterbrach ihn eine ruhige Stimme.

Zimmermann starrte Ben Fischbein erschrocken an. „Sie haben . . .", stotterte er.

Aber er hatte seinen schlechten Tag. Auch diesen Satz brachte er nicht zu Ende.

„Guten Abend", sagte Ben entschieden. Dann nahm er Marias Arm und führte sie fort.

*

Hannes ging durch die Straßen. Morgen war Weihnachten. Heiliger Abend. Frieden, Glück! Weshalb nicht für ihn? Ihm grauste vor der Stunde

mit seiner Mutter, der er doch nicht zeigen durfte, wie gleichgültig ihm alles geworden war.

Er blieb stehen und sah sich um. Er war auf dem großen Platz inmitten des Stadtparks angelangt, vor der Kunsthandwerkschule, die Sabine besucht hatte. Wie oft hatte er hier auf sie gewartet, voller Sehnsucht, voller Träume. Nichts war davon übriggeblieben.

Er ging weiter, hastiger, wie auf der Flucht. Ob ihm der Zauber Indiens den Kummer vertreiben würde? Ob es Tage oder Nächte geben würde unter dem südlichen Himmel, in denen er nicht mehr an Sabine denken mußte?

So trieb es ihn von einer Stätte der Erinnerung zur anderen. Sogar bis zum Haus der Familie Geldern lief er. Leer alles, verlassen. Schwarz und glänzend die Fensterscheiben in der weißen Rauhputzfront, davor das kahle Geäst der Sträucher. Über der Haustür hingen dürre Reben.

Weiter, weiter. Zuletzt, die Straßenlaternen waren schon aufgeflammt, betrat Hannes sein altes Stammcafé. Wie früher roch der niedrige, holzgetäfelte Raum nach frischem Kaffee und Sahneschnitten. Wie immer saß die alte Dame hinter der hohen Theke und strickte.

„Ah, der junge Herr!" sagte sie freundlich. „Sie waren lange nicht mehr hier. Und das kleine Fräulein?"

„Ich habe sie verloren", antwortete Hannes leise. Mit einemmal begriff er, daß er den ganzen Tag über von Erinnerung zu Erinnerung gewandert war in der unbewußten Hoffnung, Sabine an einer dieser vertrauten Stellen wiederzufinden.

„Ja, einmal war sie noch da, die junge Dame", sagte die Frau. „Sie hat gefragt, ob Sie manchmal kämen. Und seitdem habe ich sie nicht mehr gesehen . . ."

Fortsetzung in der nächsten BUNTEN

FRAGEN VON HEUTE

Warum friert der Pinguin nicht?

In Ihrem großen Farbbericht über den Südpol (BUNTE, Heft 11) zeigen Sie auch Pinguine. Beim Betrachten dieses Bildes sind mir zwei Fragen gekommen: Wie überstehen diese Vögel den furchtbaren antarktischen Winter? Und weshalb gibt es am Nordpol keine Pinguine?

O. E., HANNOVER

Unser biologischer Mitarbeiter, Dr. I. Eibl-Eibesfeldt vom Max-Planck-Institut für Verhaltensphysiologie, schreibt dazu:

Die Pinguine können nicht fliegen, und sie sind an Land recht unbeholfen. Daher können sie nur dort leben, wo es keine großen Landraubtiere gibt.

Da im Nordpolargebiet aber Füchse und vor allem große Eisbären leben, können die Pinguine hier nicht brüten. In der Antarktis dagegen droht den erwachsenen Pinguinen an Land kaum eine Gefahr. Deshalb sind sie auch so zutraulich den Menschen gegenüber, ähnlich wie die Vögel der Galapagos-Inseln, die ja auch kein großes Landraubtier kennen.

Nur die Jungtiere müssen sich vor den Raubmöwen hüten, und im Wasser werden die Pinguine vor allem durch den Seeleoparden (eine große räuberische Robbe) bedroht. Im Wasser sind sie daher auch scheu.

Den Härten des antarktischen Winters entgehen manche Pinguine, indem sie zum südamerikanischen Festland oder zu den Falklandinseln abwandern. Der mächtige Kaiserpinguin, der bis zu 40 Kilogramm schwer wird, bleibt jedoch auch den Winter über auf dem antarktischen Kontinent. Dann ist es zum Beispiel bei Port Marin, wo eine französische Expedition 1950 eine große Kaiserpinguinkolonie entdeckte, drei Monate lang täglich nur vier Stunden hell. Die Temperaturen sinken auf minus 40 bis minus 60 Grad Celsius. Manchmal toben dort orkanartige Stürme mit Geschwindigkeiten von 140 und mehr Stundenkilometern. In dieser eisigen Kälte balzen und brüten die Tiere.

Etwa zwei Monate nach Beginn der Balz legt das Weibchen ein Ei und übergibt es sechs bis vierundzwanzig Stunden später dem Männchen. Seit der Balz hat keiner der Vögel etwas gefressen. Das Weibchen wandert nun stundenlang über das Eis zum Meer, während das Männchen im Stehen brütet. Das Ei liegt dabei auf den Füßen und wird von einer Hautfalte des Bauches warm eingehüllt. Eng zusammengedrängt trotzt die Schar der hungernden Männchen den fürchterlichen Winterstürmen.



Einen kalten Bauch bekam der amerikanische Antarktisforscher Jim Hahn, als er sich an diese Kolonie von Kaiserpinguinen heranrobbte. Die Pinguine froren nicht.

Wenn die Jungen im Juli schlüpfen, kommen auch die Weibchen mit vollem Kropf nach Hause und lösen ihre Männchen ab, die bis dahin etwa dreieinhalb Monate lang hungerten. Dabei haben sie noch ihre Kleinen mit Kropfmilch gefüttert. Diese Kropfmilch ist keine Milch im eigentlichen Sinne. Es ist eine nahrhafte Ausscheidung der Kropfwand, die bei Männchen und Weibchen vorkommt.

Bis sie von den Weibchen abgelöst werden, haben die Männchen bis zu fünfzehn Kilogramm ihres Körpergewichtes verloren. Nun dürfen sie sich im Meer sattfressen. Nach drei Wochen kehren sie wohlgenährt und mit frischer Nahrung zurück.

Die Jungen verlassen im Alter von etwa sechs Wochen die Eltern und schließen sich zu „Kindergärten" zusammen. Sie werden aber bis zu ihrem sechsten Lebensmonat von den Eltern betreut. Unter den außerordentlich harten Lebensbedingungen beträgt ihre Sterblichkeit 80 bis 90 Prozent. Aber es grenzt ja schon an ein Wunder, daß ein warmblütiges Tier diese extrem harten Lebensbedingungen überhaupt aushält.

Dürfen Autofahrer fernsehen?

In Amerika darf man zwischen den Vordersitzen oder am Armaturenbrett von Personenkraftwagen Fernsehgeräte anbringen. Die amerikanischen Fachleute behaupten, das Fernsehen lenke den Kraftfahrer nicht mehr ab als das Rundfunkhören. In Frankreich und in Italien ist der Einbau von Fernsehgeräten in Autos als höchst gefährlich verboten. In England dürfen Fernsehgeräte nur auf Rücksitzen angebracht werden. Wie steht es in Deutschland? Wird es bei uns erlaubt werden, während der Fahrt dem Fernsehen zu huldigen oder bestehen da Bedenken?

K. P., FÜRTH

Gegen das Anbringen von Fernsehapparaten in Kraftfahrzeugen wird vom Standpunkt der Verkehrssicherheit nichts einzuwenden sein, wenn der Bildschirm vom Führersitz aus bei normaler Körperhaltung nicht betrachtet werden kann. Andernfalls besteht die Gefahr, daß der Fahrzeugführer von der Beobachtung der Fahrbahn abgelenkt und dadurch in der verkehrssicheren Führung des Fahrzeugs gehindert werden kann.

DR. GLEUE, Bonn
Bundesverkehrsministerium

Unverantwortliche Ablenkung

Es ist sicher völlig abwegig, im Kraftfahrzeug einen Fernsehapparat so anzubringen, daß er im Blickfeld des Fahrers liegt. Denn es erscheint unvermeidlich, daß der Kraftfahrer dadurch abgelenkt wird, und das wäre im heutigen Verkehrsbetrieb unverantwortlich.

Jedoch ist nicht einzusehen, warum man nach französischem und italienischem Vorbild den Betrieb von Fernsehapparaten in Autos völlig verbieten soll, wenn das Gerät so angebracht ist, daß der Bildschirm nur von den Rücksitzen her sichtbar ist.

Die deutschen technischen Überwachungsstellen sind auch dieser Auffassung und haben schon Fernsehgeräte in Omnibussen zugelassen, wo sie auf langen Strecken der Unterhaltung der Fahrgäste dienen. Natürlich wird dabei vorausgesetzt, daß die Sendung sich im Rücken des Fahrers abspielt. Ob sich moderne PKW-Typen für eine Fernsehunterhaltung der hinteren Fahrgäste eignen, darf nach der heutigen Bauweise von Personen-Kraftwagen bezweifelt werden. Grundsätzliche Bedenken dagegen bestehen aber nicht.

H. v. ROSENTHAL, Frankfurt
Generalsekretär
Automobilclub von Deutschland

Allzu kostspieliger Aufwand

Die Fragen, ob und wie Fernsehapparate in Kraftfahrzeuge einzubauen sind, ist bei uns in Deutschland noch nicht akut geworden. Das Programm und die Ausstrahlungszeiten lassen offenbar einen derart kostspieligen Aufwand noch nicht zu. Im übrigen dürfte es auch noch nicht dafür geeignete Apparate geben.

Wenn nun einmal der Einbau von Fernsehgeräten aktuell werden sollte, dann wird man vor allem darauf zu achten haben, daß der Fahrer nicht abgelenkt und vor allem durch die wechselnde Helligkeit des Bildes nicht beeinträchtigt wird. Wenn es gelingt, das Gerät versenkt einzubauen oder das Bild durch eine Gummiblende gegen den Fahrer hin so abzuschirmen, daß eine Sichtbeeinträchtigung und Ablenkung ausgeschaltet ist, können wir uns ohne weiteres vorstellen, daß gegen den Einbau am Armaturentisch nichts einzuwenden ist.

DR. SEEHON, München
Juristische Zentrale
Allgem. Deutscher Automobil-Club

WER SCHIESST, MUSS HÄNGEN



Fortsetzung von Seite 64

nach wie vor an den Galgen bringt. Also schreckt die Todesstrafe doch ab?

In Kanada ist in einigen Provinzen die Todesstrafe für Polizistenmörder beibehalten, in anderen ist sie abgeschafft. Die Zahl der Polizistenmorde ist in beiden Gruppen fast gleich . . .

Der Mörder und Bandit Freese sagte, als er kürzlich festgenommen wurde: „Lebenslänglich — grausam, dann lieber den Kopf ab!" Ob ihn wohl der Henker mehr abgeschreckt hätte als das gefürchtete Zuchthaus?

Ein Hauptargument der Gegner der Todesstrafe ist das Fehlurteil. Wer hingerichtet wurde, bleibt tot, auch wenn sich später seine Unschuld erweist. Freilich kann auch niemand einem zu Unrecht Verurteilten die Jahre wiedergeben, die er im Gefängnis saß. Aber ein Unterschied ist doch!

Die amerikanischen Bundesstaaten Maine und Rhode Island schafften die Todesstrafe ab, nachdem in beiden Staaten ein Unschuldiger hingerichtet worden war. In England stellte 1864 der frühere Generalstaatsanwalt vor einer Königlichen Kommission fest: Zwischen 1802 und 1840 sind 22 Personen zum Tode verurteilt und sieben von ihnen hingerichtet worden, deren Unschuld sich später herausstellte.

Allerdings ist die Gefahr von Justizmorden heute gering. Selbst dort, wo man noch die Todesstrafe verhängt, wird sorgfältig abgewogen.

Früher war man da skrupelloser. Bis hinein ins Mittelalter wurden Verbrecher gehängt, enthauptet, gekreuzigt, gerädert, verbrannt, ertränkt, gepfählt, lebendig begraben, zerstückelt, ausgedärmt, gesteinigt, in Schluchten gestürzt, vergiftet, von Tieren zerrissen — um nur einige der „ordentlichen Todesstrafen" zu erwähnen.

Der berühmte deutsche Rechtsgelehrte Benedict Carpzow soll als Inhaber eines Schöffenstuhls von 1620 bis 1660 an die 20 000 Todesurteile gefällt haben, also durchschnittlich jeden Tag zwei.

In England wurden unter Heinrich VIII. (1509—1548) 72 000 Menschen, unter Königin Elisabeth I. (1558





Anwälte der Gnade: Bischöfe und Eltern. Unter dem Vorsitz des Erzbischofs von Canterbury (links im Bild, stehend) forderte die anglikanische Bischofssynode von Canterbury grundsätzlich die Abschaffung der Todesstrafe. Nicht um Grundsätze, ums nackte Leben ihres Sohnes kämpfen die Eltern des Mörders Hanratty. Sie sammeln Tausende von Unterschriften für seine Begnadigung

—1603) 89 000 Menschen zum Tode verurteilt.

Erst in der Zeit der sogenannten Aufklärung begann man die Todesstrafe einzuschränken.

Indes stand in England noch um 1800 auf 240 verschiedene Verbrechen die Todesstrafe. Von 1820 bis 1826 wurden in London 7556 Personen zum Tode verurteilt. 528 wurden hingerichtet, davon 50 wegen Pferdediebstahls.

In Deutschland waren die Urteile um die gleiche Zeit schon humaner. Von 1818 bis 1848 wurden in Preußen 743 Todesurteile verhängt und davon 204 (27 Prozent) vollstreckt. In Österreich wurden von 1803 bis 1848 1304 Todesurteile verhängt. Davon wurden 448 (34 Prozent) vollstreckt.

Dann kam das Jahr 1848. In Frankfurt traten Abgeordnete aller deutschen Länder zusammen. Sie wollten die getrennten deutschen Länder wieder zu einem Reich vereinigen und ihm eine neue Verfassung geben. Die Frankfurter Nationalversammlung beschloß die Abschaffung der Todesstrafe.

Aber die Frankfurter Nationalversammlung scheiterte. Der preußische König hob sie 1849 auf. Er erließ „kraft eigenen Rechts" eine preußische Verfassung. In ihr war von der Abschaffung der Todesstrafe nicht mehr die Rede.

Gleich Preußen behielten Bayern und Österreich den Scharfrichter bei. Sachsen, das die Todesstrafe schon abgeschafft hatte, führte sie wieder ein. Nur Oldenburg, Nassau, Anhalt und Bremen wollten von Hinrichtungen nichts mehr wissen.

1871 wurde auch in diesen Ländern die Todesstrafe wieder eingeführt. Denn das deutsche (Reichs-)Strafgesetzbuch, das in diesem Jahr geschaffen wurde, sah für Mord die Todesstrafe vor.

Die Praxis war indes milder als der Buchstabe des Gesetzes. Zwischen 1882 und 1918 ergingen in ganz Deutschland nur 1721 Todesurteile.

Bitte umblättern

Quittung

für Versicherungsbeitrag
Woche 15/62

Versicherung nach Tarif

ZU	Beitrag DM 0.40
ZU I	Beitrag DM 0.55
ZU II	Beitrag DM 0.70
ZU III	Beitrag DM 1.15
ZU IV	Beitrag DM 1.40
ZU – S	Beitrag DM 0.90

Zusatzversicherung für Unfall-Krankenhaus-Tagegeld Beitrag DM –.25.

Die Quittung hat nur Gültigkeit in Verbindung mit der auf den Namen des Versicherten ausgestellten Versicherungsurkunde.

Württembergischer Versicherungs-Verein a. G. Stuttgart

Fortsetzung von Seite 69

Nur vier davon wurden wegen Hochverrats gefällt, die übrigen 99,9 Prozent wegen Mordes.

Obwohl die Todesurteile von Jahr zu Jahr abnahmen, kam es nicht zu der von den Anhängern der Todesstrafe vorausgesagten Zunahme der Morde. Im Gegenteil: Ihre Zahl sank auf die Hälfte.

1918 brach das Deutsche Kaiserreich zusammen. In der Weimarer Nationalversammlung, die der jungen Republik ihre Verfassung gab, stimmten 153 Abgeordnete für die Todesstrafe, 128 dagegen. Die Guillotine blieb also.

Zwischen 1918 und 1932 wurden 1041 Todesurteile gefällt, davon 98,8 Prozent wegen Mordes. 14 Menschen wurden wegen politischer Verbrechen hingerichtet.

Von 1921 bis 1929 fiel die Mordkurve in Deutschland ständig. 1929 fand keine einzige Hinrichtung statt. Auch in den übrigen Jahren wurden nur zwischen 2,3 und 21 Prozent der Urteile vollstreckt.

1933 aber kam Hitler an die Macht. Jetzt wurden von Jahr zu Jahr mehr Menschen zum Tode verurteilt und hingerichtet. Ein Großteil von ihnen wegen sogenannter politischer Verbrechen.

Von 1933 bis 1939 ergingen in Deutschland 6642 Todesurteile, von 1940 bis 1945 stieg ihre Zahl auf 15896. Während des ganzen ersten Weltkriegs hatte es dagegen nur 141 Todesurteile gegeben.

Der Präsident des Volksgerichtshofs, Freisler, gab die Parole aus: „Jetzt weht ein anderer Wind. Kopf ab!" Der Diebstahl eines Schöpflöffels im Wert von 75 Pfennig kostete dem Dieb den Kopf! Die drei amtlichen Scharfrichter wurden mit Arbeit so überlastet, daß zusätzlich „Parteihenker" eingestellt werden mußten. Allein Scharfrichter Reichart hat von 1940 bis 1945 2805 Menschen geköpft.

Unter dem Eindruck dieses ungeheueren Mißbrauchs schaffte der Parlamentarische Rat, der 1949 der Bundesrepublik ihr Grundgesetz gab, die Todesstrafe ab.

Daß die Todesstrafe ausgerechnet in einer Zeit beseitigt wurde, da die Nachkriegsverbrechenswelle noch lange nicht abgeebbt war, überraschte auch viele Gegner der Guillotine. Doch die Zahl der Morde nahm weiter ab.

Die alliierten Gerichte in Deutschland freilich schickten noch bis 1955 deutsche Staatsbürger an den Galgen. Allein die britischen Militärbehörden verhängten 587 Todesurteile, von denen 398 (67 Proz.) vollstreckt wurden.

Seit 1955 aber wurde in der Bundesrepublik kein einziger Verbrecher mehr hingerichtet. Zwar wurde dreimal versucht, im Bundestag die Wiedereinführung der Todesstrafe durchzusetzen, doch alle Anträge wurden mit großer Mehrheit abgelehnt. Auch im gegenwärtigen Bundestag sind die Gegner der Todesstrafe weit in der Überzahl. Lebenslängliches Zuchthaus wird also auch in Zukunft in Deutschland die schwerste Strafe bleiben.

Anders in der Sowjetzone! Hier wurden seit 1949 mindestens 166 Todesurteile vollstreckt, davon 108 wegen politischer Vergehen. Dabei sind die von sowjetischen Militärtribunalen ausgesprochenen Urteile nicht mitgezählt.

In der Sowjetunion wurden die Strafbestimmungen erst unlängst wieder verschärft. Jetzt steht auch auf passive Bestechung und Widerstand gegen die Staatsgewalt der Tod. Vor einem Jahr war die Todesstrafe bereits auf Diebstahl von Volkseigentum, Falschmünzerei und andere Wirtschaftsverbrechen ausgedehnt worden.

Erst im März wurde in Iwanowo bei Moskau der Russe Suworow wegen Falschmünzerei erschossen. Der „Privatunternehmer" Kotljar wurde in Moskau zum Tode verurteilt, weil er im Keller seines Hauses Lippenstifte hergestellt und unter der Hand verkauft hatte.

Auch in Frankreich kennt man die Todesstrafe noch. Allerdings wird nur etwa jedes dritte Urteil vollstreckt. Das sind sechs oder sieben im Jahr.

In Spanien ist die Hinrichtung durch die Garotte, den Würgekragen, noch heute in Übung.

Schweden dagegen schaffte 1921 die Todesstrafe ab, 1910 fand die letzte Hinrichtung statt.

In Norwegen wurde 1875 der letzte Verbrecher hingerichtet. 1905 wurde die Todesstrafe abgeschafft.

In Finnland wurde die Todesstrafe 1949, in Portugal 1867, in Dänemark 1930, in Holland 1870, in Italien 1947, in der Schweiz 1942, in Österreich 1950 abgeschafft.

In Griechenland und in Belgien gilt die Todesstrafe noch. Doch wurde in Belgien seit 1863 kein Todesurteil mehr vollstreckt.

In den USA ist die Todesstrafe in elf Bundesstaaten abgeschafft, in den übrigen Staaten werden — teilweise sogar häufig — Verbrecher hingerichtet. 1947 geschahen in den Großstädten der USA, in denen die Todesstrafe abgeschafft ist, 5,10 Morde auf je 100 000 Einwohner. In den anderen Großstädten (mit Todesstrafe) betrug die Mordziffer 7,37. Milwaukee und Minneapolis (beides Städte ohne Todesstrafe) hatten mit 2,4 die geringste Mordkriminalität unter den 18 größten Städten der USA.

Wie aber ist es in England?

Die Engländer sind heute — und das wird manchen passionierten Kriminalromanleser überraschen — eines der friedlichsten und gesetzesfürchtigsten Völker der Welt. Umgerechnet auf die Bevölkerungszahl geschehen in Amerika achtzehnmal mehr Morde als in England. Die Londoner Unterwelt gewährt nach ihrem ungeschriebenen Gesetz heute keinem Polizistenmörder mehr Unterschlupf.

Flußpiraten auf der Themse

Dasselbe London war im 18. Jahrhundert das schlimmste Verbrechernest der Welt. Nachts war man auf der Straße seines Lebens nicht sicher. Flußpiraten raubten jährlich Güter im Wert von einer Million Pfund. Damals stand auf 240 verschiedene Delikte die Todesstrafe. Kinder wurden wegen Taschendiebstahls gehängt. Und als der Rechtsreformer Sir Samuel Romilly 1810 beantragte, die Todesstrafe für Diebstahl abzuschaffen, prophezeite der Lordoberrichter, eine solche Reform sei der Anfang der Anarchie. Die Sicherheit der Menschheit hinge davon ab, daß auch weiterhin der Diebstahl von Gegenständen im Wert von fünf Shilling mit dem Tod bestraft werde.

Was 1810 noch scheiterte, gelang einige Jahre später: Zug um Zug wurde das Gesetz gemildert. 1837 stand nur noch auf 16 Verbrechen die Todesstrafe, um 1850 waren es nur mehr vier: Mord, Hochverrat, Seeräuberei und Brandstiftung in den königlichen Werften.

Nach dem zweiten Weltkrieg kam in England die Labour-Partei an die Regierung. In dieser Partei waren viele Gegner der Todesstrafe. Ihr Vorkämpfer war Sidney Silverman. Nach einigen Rückschlägen gelang es ihm 1956, das Unterhaus zur völligen Aufhebung der Todesstrafe zu bewegen. Das Oberhaus jedoch lehnte Silvermans Reformgesetz ab.

Daraufhin schaltete sich die konservative Regierung ein, die inzwischen wieder ans Ruder gekommen war. Sie brachte einen eigenen Gesetzentwurf im Parlament ein. Es war ein Kompromiß zwischen Befürwortern und Gegnern des Henkers.

Diesem Kompromiß stimmte die Mehrheit der Unterhausabgeordneten und der Lords zu: Am 21. März 1957 trat der sogenannte „Homicide Act", das „Mordgesetz" in Kraft.

Was brachte es Neues?

Vorher hatten die britischen Gerichte nur Mord und Totschlag unterschieden. Jetzt wurde das Delikt Mord zweigeteilt: in Todesstrafen-Mord (capital murder) und einfachen Mord (murder).

Seither kann für eine ganze Anzahl bestimmter Mordtaten, die bisher mit dem Galgen bestraft wurden, nur noch eine Freiheitsstrafe ausgesprochen werden. Zum Tod verurteilt wird in England jetzt nur noch:

- Wer einen Diebstahl begeht und dabei einen Menschen umbringt.
- Wer einen Menschen mit einer Schußwaffe oder mit Sprengstoff ermordet.
- Wer bei Widerstand gegen die Staatsgewalt einen Polizisten
- oder wer beim Entweichen aus der Haft einen Gefängniswärter tötet.
- Wer zweimal hintereinander einen Mord begeht.

Zur Zeit befaßt sich wieder ein Unterhaus-Ausschuß mit der Frage der Todesstrafe. Es steht zu hoffen, daß das Mordgesetz in Kürze wieder vor das Parlament kommt und dann abgeändert wird.

Ungleiches Recht für Mörder

Denn vor diesem Gesetz sind alle Mörder ungleich. Und das erscheint vielen Engländern — und uns — als unhaltbar. Es gibt triftige Argumente für die Todesstrafe. Und es gibt überzeugende Gründe dagegen. Wenn es in einem Land die Todesstrafe gibt, und ein Verbrecher wird hingerichtet, *weil er einen Menschen ermordete* — gut. Wenn aber ein Verbrecher hingerichtet wird, weil er einen Menschen *mit einer Pistole* ermordete, während ein anderer Verbrecher am Leben bleibt, weil er einen Mord „nur" mit dem Messer, dem Hackbeil, dem würgenden Nylonstrumpf oder der Giftflasche beging, dann bäumt sich der gesunde Menschenverstand dagegen auf.

Wieso mußte ein Podola hängen, weil er einen Polizisten ermordete? Wieso darf ein anderer Mörder leben bleiben, der ein Kind vergewaltigt und hingeschlachtet hat?

Ist die Pistole schlimmer als das Messer? Ist das Leben eines Polizisten heiliger als das eines Kindes?

Wenn die Geschworenen zu Bedford sich nicht irrten — und ein Irrtum ist so gut wie ausgeschlossen —, dann hat James Hanratty ein scheußliches Verbrechen begangen. Er hat eine Frau vergewaltigt und durch Schüsse schwer verletzt, und er hat ihren Begleiter brutal ermordet.

Doch es erscheint uns unsinnig, Hanratty nicht wegen seines Mordes, sondern *wegen der Technik* seines Mordes zu hängen!

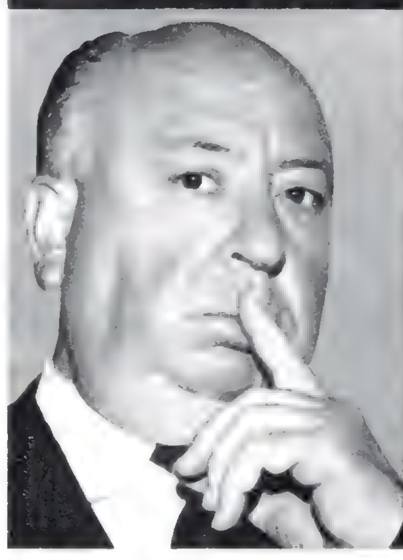
Wir sind davon überzeugt, über kurz oder lang wird das englische Recht nicht mehr sagen: Wer schießt, muß hängen! Sondern: Wer mordet, muß hängen. Oder: Wer mordet, muß dafür sein Leben lang im Zuchthaus büßen.

Und nachdem sich erst dieser Tage die Bischofssynode von Canterbury einstimmig gegen die Todesstrafe ausgesprochen hat, erscheint es nicht unmöglich, daß Hanratty einer der letzten Mörder sein wird, dem der Henker von London den Strick um den Hals legt — falls er nicht überhaupt vorher noch begnadigt wird.

Jaja, die Jugend von heute! Wer kennt ihn nicht, diesen Stoßseufzer? Aber nur selten spricht man darüber, daß die Jugend von gestern auch mal eine Jugend von heute und ebenfalls nicht gerade „ohne" war. Genau wie Mrs. Grady...

Junger Mann in fremdem Hause

Von Donald Martin



AUSGEWÄHLT VON ALFRED HITCHCOCK

Wie gewöhnlich las Mrs. Grady beim Frühstück die Morgenzeitung. Und ebenso wie gewöhnlich erregte sie sich über die Polizeiberichte im Lokalteil. Genüßlich wie ihren Milchkaffee schlürfte sie die Meldungen über die neuesten Raubüberfälle und Morde.

„Oh, wie ist die Welt schlecht geworden", entrüstete sie sich dann, nicht ohne sich vorher vergewissert zu haben, daß ihr auch ja kein blutiges Detail entgangen war. „Und am schlimmsten sind diese Halbwüchsigen! In meiner Jugend hätte es so was nicht gegeben."

Nun — Mrs. Gradys Jugend lag schon einige Lenze zurück. Sie fristete schon seit über zwanzig Jahren ihr Leben als rüstige Witwe und stämmige Putzfrau bei vornehmen Leuten.

Nachdem sie ihr Frühstück intus und die Zeitung wieder zusammengefaltet hatte, bereitete sich Mrs. Grady auf ihre morgendlichen Einkäufe vor. Sie schlüpfte in ihren Mantel, setzte das grüne Hütchen vom letzten Ausverkauf auf und ergriff die Einkaufstasche.

Als sie die Treppe zum Hausflur hinunterstieg, bemerkte sie, daß sich jemand am Briefkasten zu schaffen machte. Es war ein junger Mann.

Wie erstarrt verharrte Mrs. Grady. Im gleichen Moment warf der jugendliche Dieb einen sichernden Blick nach hinten und sah sich ertappt.

Mit einem weiten Satz schnellte er sich vom Briefkasten weg. Die Augen immer noch auf Mrs. Grady geheftet, nahm er Reißaus.

Nahe der Haustür stand jedoch ein Puppenwagen, den ein Kind vergessen haben mochte. Den Kopf nach hinten gedreht, übersah der Flüchtende das Hindernis. Er prallte gegen den Puppenwagen und kam zu Fall.

Am Boden krümmte er sich stöhnend, versuchte vergeblich, wieder auf die Beine zu kommen, und blieb endlich keuchend liegen.

Mrs. Grady war zuerst von Empörung, dann von Furcht ergriffen worden. Jetzt fühlte sie ein seltsam belustigtes Mitleid, während sie den hilflosen Eindringling betrachtete. Langsam, die eine Hand fest ums Geländer geklammert, tastete sie sich die Treppe hinab.

Als sie an ihrem Briefkasten vorbeikam, spähte sie schnell durch den Schlitz. Sie erkannte das erwartete braune Kuvert, das ihren monatlichen Rentenscheck enthielt.

Aha — hinter diesem Scheck also war der Ganove hergewesen.

„Haben Sie sich wehgetan?" fragte sie spitz.

Er grunzte.

„Wo fehlt's?" erkundigte sie sich weiter. „Ihr Bein?"

Er schnitt eine qualvolle Grimasse und nickte.

Abschätzend studierte die alte Dame den jungen Tunichtgut. Er war höchstens zwanzig. Sein langes dunkles Haar bedurfte dringend der Schere des Friseurs. Auf seiner schwarzen Lederjacke protzten blanke Silberschnallen. Eng umspannten die blauen Nietenhosen seine Hüften. Jetzt richtete er seine unruhig flackernden Augen wieder auf Mrs. Grady.

„Na, hören Sie mal!" sagte sie tadelnd. „Haben Sie das nötig gehabt? Sie hätten sich ernstlich verletzen können."

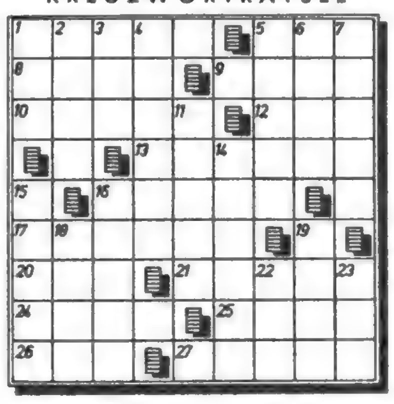
„Schon gut, Lady", antwortete er sauer. „Da lieg' ich jetzt."

„Können Sie nicht aufstehen?"
„Nein. Kann mich nicht bewegen. Sonst ..."
„Oje." Nachdenklich vergrub Mrs. Grady ihre Mausezähne in die Unterlippe. „Es ist der Knöchel, nicht wahr?"
„Ich bin daraufgefallen", sagte der junge Mann.
Lauernd betrachteten sie einander. Keiner wußte recht, was er vom anderen zu halten hatte.
„Ich glaube nicht, daß Sie sich 'was gebrochen haben", entschied Mrs. Grady. „Sie haben sich den Knöchel höchstens verstaucht. Hm, hier können Sie nicht liegenbleiben." Sie streckte ihm die Hand entgegen. „Ich helfe Ihnen. Reißen Sie sich zusammen."
Der Junge ergriff ihre Hand. Unbeholfen verlagerte er sein Gewicht auf den gesunden Knöchel, und so kam er wieder auf die Füße. Das verletzte Bein wie ein Storch angezogen, stützte er sich mit der Hand gegen die Wand, damit er nicht umfiel.
Resolut schob sie ihn die Treppe hinauf. Ächzend und hüpfend erklomm er den Stiegenabsatz und wartete, bis Mrs. Grady die Korridortür aufgeschlossen hatte. Dann humpelte er ins Wohnzimmer, wie sie ihm befahl, und ließ sich in einen harten, durchgesessenen Sessel sinken.
Mrs. Grady schlüpfte aus dem Mantel. „Jetzt wollen wir uns mal den Schaden betrachten", sagte sie. Sie kniete sich hin und knüpfte ihm den Schnürsenkel auf. Vorsichtig zog sie Schuh und Socke aus und inspizierte dann den Knöchel.
„Passen Sie mal auf, Lady", begann der Fremde. Doch sie schnitt ihm das Wort ab.
„Jetzt passen S i e mal auf, junger Mann", sagte sie. „So eine Prellung ist sehr schmerzhaft und hinderlich. Ich werde mich also darum kümmern. Keine Sorge, ich kenne mich in solchen Dingen genau aus. Jetzt stecke ich Ihren Fuß in heißes Wasser, und dann bandagiere ich ihn. Nach einiger Zeit werden Sie wieder gehen können."
„Und was dann? Holen Sie dann die Polente?"
Mrs. Grady erhob sich. „Die Polizei?" sagte sie zögernd. Daran hatte sie eigentlich noch gar nicht gedacht. Indes — der Gedanke war verführerisch. „Davon reden wir später", entschied sie. Geschäftig verschwand sie in der Küche.
Staunen und Mißtrauen malten sich im Gesicht des Verunglückten. Durch den Türspalt beobachtete er, wie Mrs. Grady einen Kessel mit Wasser auf den Herd setzte. Als das Wasser heiß genug war, goß sie es in eine Blechschüssel und warf eine Handvoll Kochsalz hinein. Dann trug sie die Schüssel zu ihm hin.
Zimperlich steckte er den Fuß ins Wasser und zog ihn gleich wieder zurück. „'s ist heiß!" wimmerte er.
„Natürlich!" sagte Mrs. Grady energisch. „Das soll's ja. Also 'rein mit dem Fuß."
Der junge Mann gehorchte mit verkniffenen Zügen.
„Wie heißen Sie eigentlich?" fragte die Frau
„Tobin", ächzte er mürrisch.
„Also, Mister Tobin, was haben Sie eigentlich an meinem Briefkasten getrieben?"
Er zuckte lässig die Schultern.
„Meinen Scheck wollten Sie klauen. Das war gar nicht nett."
„Sie sollten so was Wertvolles nicht einfach im Postkasten 'rumliegen lassen!"
„Ich wollte ihn gerade holen. Ihnen wird heiß. Ziehen Sie das Jackett aus."
Der Junge beugte sich nach vorn und zwängte Schultern und Arme aus der Lederjacke. Mrs. Grady nahm sie ihm ab. Als sie sie hinter der Tür aufhängen wollte, fühlte sie, daß in der Tasche etwas Hartes steckte. Sie griff hinein und hielt ein Klappmesser in der Hand.
„Lieber Himmel!" schluckte sie

Fortsetzung auf Seite 75

Kopfnüsse

KREUZWORTRÄTSEL



Waagrecht: 1. Haustier, 5. schwerer Traum, 8. Laubbaum, 9. Gesangsgruppe, 10. Zeitmaß, 12. nordischer Männername, 13. Landungsplatz der Arche Noah, 16. Aschengefäße, 17 Fluß in Palästina, 20. Donauzufluß in Bayern, 21. Sänger, 24. Bruder Jakobs, 25. Zeitalter, 26. nordischer Hirsch, 27. Stadt in Friesland. — Senkrecht: 1. Buchstabe, 2. europäisches Volk, 3. Höhenzug in Braunschweig, 4. Jagdleopard, 5. Laubbaum, 6. Vorname der spanischen Tänzerin Montez, 7. bearbeitetes Stück Holz, 11. Amtstracht, 14. trojanischer Held, 15. festliches Essen, 16. Papstname, 18. Wüsteninsel, 19. Wut, 22. niederdeutsche Verneinung, 23. abessinischer Fürst (i = j).

SILBENRÄTSEL

a — a — al — bet — blatt — cha — der — die — du — en — eu — fer — ga — ge — ha — i — i — ja — ka — ka — ka — kai — ko — kind — la — la — laa — land — las — lyp — ma — man — man — mar — mis — ne — ne — ni — nie — nor — nuß — o — ra — ri — ro — sa — sel — so — ti — tus — wi — zif. Die ersten Buchstaben von oben nach unten und die vierten von unten nach oben gelesen, ergeben ein volkstümliches Sprichwort (ch = ein Buchstabe). 1. Nebenfluß der Seine, 2. französisches Gebiet an der Nordküste Afrikas, 3. Strom in Nordamerika, 4. Schwanzlurch, 5. japanische Stadt auf der Insel Hondo, 6. dänische Insel, 7. Diener in Livree, 8. Landschaft in Nordwestfrankreich, 9. Heiligenbild der Ostkirche, 10. deutscher Dichter und Naturforscher († 1838), 11. größtes Hochland der Erde in Mittelasien, 12. Teil der Uhr, 13. Heerführer der Sachsen im Mittelalter, 14. Arzneipflanze, 15. beißender Spott, 16. Schalenfrucht, 17. Halbinsel im Nordwesten Amerikas.

UMSTELLRÄTSEL

Tael — Tran; Lust — Rate; Pola — Niet; Kino — Arve; Oker — Sand; Pose — Ruhm; Sure — Ente; Steg — Nora; Bars — Aken; Mord — Ader; Baer — Herd. Aus jeder Wortgruppe ist durch Umstellen der Buchstaben ein achtbuchstabiges Wort nachstehender Bedeutung zu bilden. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter ergeben, in der gegebenen Reihenfolge gelesen, ein Ostseebad. 1. Spinnenart, 2. Ergebnis, 3. Huftier, 4. weiblicher Vorname, 5. Truppeneinheit, 6 griechischer Gott, 7. Teil des Bodensees, 8. Würzpflanze, 9. Staat der USA, 10. Lasttier, 11. männlicher Vorname.

WER KENNT SIE?

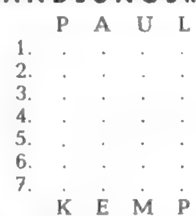
Aus je zwei Wörtern ist ein zusammengesetztes Hauptwort zu bilden. Werden diese gebildeten Wörter in richtige Reihenfolge gebracht, ergeben die Anfangsbuchstaben, fortlaufend gelesen, eine ständige Begleiterin des Soldaten (zwei Wörter). Armee - Belagerungs - Dienst - Dienst - Ehren - Erkennungs - Entfernungs - Feuer - Innen - Kompanie - Korps - Marke - Messer - Nachrichten - Reit - Rettungs - Ring - Scharf - Schießen - Schule - Stand - Trommel - Unter - Zustand.

VERWANDLUNGSRÄTSEL

P A U L
1. . . . .
2. . . . .
3. . . . .
4. . . . .
5. . . . .
6. . . . .
7. . . . .
K E M P

Durch Auswechseln je eines Buchstabens sind, vom Wort PAUL ausgehend, neue Wörter zu bilden, bis schließlich der Name KEMP entsteht. Bedeutung der Wörter: 1. Tiermund, 2. seemännisch für: Muster, Modell, 3. Schall, Klang, 4. Grasstengel, 5. Stadt in Deutschland (mit größtem Verschiebebahnhof), 6. Toilettengegenstand, 7. abgegrenztes Feld.

BESUCHSKARTENRÄTSEL



Der Karteninhaber hat einen Lieblingsschriftsteller (†), der durch seine grotesken Verse bekannt ist. Wie heißt dieser Dichter (Vor- und Zuname)?

Auflösungen aus Nr. 14:

PYRAMIDENRÄTSEL: 1. i, 2. Li, 3. Lie, 4 Eile, 5. Leier, 6. Riegel, 7. Galerie, 8. Allergie 9. Allegorie. — AUFFORDERUNG IM VERSTECK: Mädchen, die pfeifen, und Hennen die krähn, soll man beizeiten die Hälse umdrehn. — UMSTELLRÄTSEL: 1. Bariton = R, 2. Inserat = E, 3. Ekuador = N, 4. Dementi = A, 5. Ekrasit = I, 6. Regatta = S, 7. Marotte = S, 8. Ephesus = A, 9. Irokese = N, 10. Eskorte = C, 11. Ressort = E; Biedermeier — Renaissance. — SILBENRÄTSEL: 1. Emu, 2. Samos, 3. idiotisch, 4. Salome, 5. Tunnel, 6. Naivität, 7. Idee, 8. Chanson, 9. Tarnow, 10. Narkose, 11. Odin, 12. Edison, 13. Talleyrand, 14. Ili, 15. Galeere, 16. Alaaf, 17. Urbar, 18. Flora 19. Diktat, 20. Exzellenz, 21. Nase, 22. Status, 23. Plutarch, 24. Illimani. 25. Egalité, 26. Gustaf, 27. Efendi, 28. Laos, 29. Zement = Es ist nicht nötig, auf den Spiegel zu schelten, wenn die Fratze schief ist (russ. Sprichwort). — DIE RICHTIGE VORSILBE: Dendrit, Basel, Demut, Tagwerk Sollbestand, Mansarde, Hallig, Tender, Wieland, Dengel, Sonnabend, Taglöhner = Den Badetag soll man halten wie den Sonntag. — RIESENKREUZWORTRÄTSEL: Waagrecht: 2. Ambra, 6. Mazarin, 11. Seni, 15. Sirup, 19. lila, 21. Akka, 23. Isa, 24. Esprit, 26. Ader, 28. Klage, 30. Talon, 32. Ibykus, 34. Allee, 37. Kai, 39. Tiara, 42. Lunte, 43. Messina, 45. Ara, 46. Labe, 47. Tod 49. Ost, 51. Nea, 52. Vers, 53. Erl, 54. Treue, 56. Yard, 57. Eos, 59. Dom, 61. Mal, 62. Austria, 63. Zerbinetta, 64. Konstellation, 69. Lineal, 70. Agenda, 71. Asa, 72. NF, 73. Au, 74. Eid, 76. el, 78. Ne, 79. Trio, 81. Frau, 83. Renovierung 86. Dur, 87. Lille, 88. das, 90. If, 92. Des, 94. Se, 95. Aas, 97. Spa, 99. Furier, 100. Stelle 102. Elendsviertel, 104. Niederlassung, 108. Tarent, 109. Zinnia, 110. Gut, 112. Soq, 113. AH, 115. rar. 118. Lek, 120. Julia, 122. Era, 123. Livingstone, 127. Maud, 128. stet, 131. Id, 133. Mur, 137. non, 138. Pleite, 140. Eisack, 142. Fuerstbischof, 144. Pau, 145. the, 146. Suk, 149. Skythen, 154. Magermilch, 162. Ca, 164. Tal, 166. See, 168. Maki, 170. Ate, 171. Okapi, 172. Lohe, 173. Hus, 175. Filet, 177. Buche, 178. Narenta, 181. Pan, 183. Rota, 185. Sou, 186. Iberer, 188. Brioche, 190. Pater, 191. Armada, 193. Aster, 195. Re, 196. Feme, 197. one, 199. Rahe, 200. Milz, 201. Lar, 202. Aladin, 204. Eros, 206. Halunke, 207. Trick, 208. Ehemann, 209. Mett, 210. Ratte. — Senkrecht: 1. Alk, 2. Alaun, 3. Magnetnadel, 4. Ra, 5. Akt, 6. Maler, 7. Zins, 8. As, 9. Rain, 10. Ney, 11. Spur, 12. Ersatz, 13. Ni, 14. Italer, 15. Salbei, 16. Idee, 17. Ree, 18. Ur, 20. Ill, 22. Kamel, 25. Skala, 27. Wedda, 29. Eta, 31. Ossa, 33. Baer, 35. Laub, 36. Fort 37. Konklave, 38. ab, 40. Io, 41. Asyl, 44. Ios, 47. Tat, 48. Pose, 50. Bote, 55. Re, 57. Etna, 58. Stanniol, 59. Daguerre, 60. Mine, 65. Oise 66. elf, 67. Laa, 68 Odin 75. Ern, 77. lau, 79. Ter, 80. Ovid, 81. Fels, 82. und, 83. Ruf, 84. Iler, 85. Gas, 86 Differential, 89. Segelregatta, 91. Kain, 93. Oper, 95. Arenberg, 96. Sediment, 97. Stenosis, 98. Alterung. 101. le, 103. voll, 105. i.A., 106. Deut, 107. Snob, 111. Balg, 114. Hel, 115. rund, 116. Riss, 117. Are, 119. Kim, 120. Jiu-Jitsu, 121. Attizist, 122. ent, 124. Var, 125. oed, 126. Dampfschiff, 129. Bankfaecher, 130. Zulu, 132. loco, 134. Reep, 135. Met, 136. Lei, 137. Nahe, 139. Iran 141. Schi, 143. Baal, 147. um, 148. Kanal, 149. Sire, 150. Yen, 151. Haar, 152. et, 153. Nepal, 154. Monade, 155. Garant, 156. Epos, 157. Ritter, 158. il, 159. Los, 160. Chor, 161. Heuer, 163. Auber, 164. Tirol, 165. Leben, 166. Sucht, 167. Ehe, 169. Katze, 174. Sem, 176. TR 177. Boa, 179. Erle, 180. Tara, 182. Adam, 184. Aera, 187. Reh, 189 Ire, 190. Pik, 192. Man, 194. rot, 198. Nu, 203. it, 205 St

JUNGER MANN IN FREMDEM HAUSE

Fortsetzung von Seite 73

und drückte neugierig auf den Knopf. Die scharfe Klinge schnappte heraus.

„Ich brauch's", knurrte Tobin verstockt. „Zur Verteidigung."

„Verteidigung? Gegen wen?"

Er zuckte die Schultern.

„Da liegt der Fehler bei euch jungen Leuten heutzutage", predigte Mrs. Grady. „Schnappmesser, Banden, Überfälle, Brutalität. Was nur in euren Köpfen vorgeht? Als ich jung war, da war alles ganz anders. Oh — bei uns gab es auch Verbrechen und Unheil. Aber nicht so brutal wie heute.

Tobin war wenig beeindruckt.

„Ich arbeit' bei den Hascombs. Sagte Ihnen ja schon, daß ich in vielen feinen Haushalten bin. Kennen Sie die Hascombs?"

„Nein", sagte er.

„Nun, die Hascombs gehören zu den reichsten Leuten in der Stadt, vielleicht sogar in der ganzen Welt. Mr. Hascomb ist Richter. Er hat mir von einigen der jungen Delinquenten erzählt, die er aburteilen mußte — Leute wie Sie, Mister Tobin.

Mister Hascomb ist ganz schockiert über die Brutalität dieser jungen Verbrecher. Doch was das Schlimmste ist, kaum je ist er bei ihnen auch nur auf eine Spur von Reue gestoßen.

Sie faßte ihn scharf ins Auge: „Haben Sie auch schon solche Dinge begangen? Ich meine, Leute zusammengeschlagen und so?"

Wieder zuckten seine Schultern. „Ach, das macht ja jeder."

„Pfui!"

Tobin seufzte gelangweilt. Diese Art von Strafpredigt hatte er oft genug über sich ergehen lassen müssen. Dann aber hörte er etwas, das sofort seine Aufmerksamkeit fesselte.

„Sie möchten wissen, ob ich Sie der Polizei übergebe", fuhr Mrs. Grady fort. „Was, wenn ich's nicht tue? Doch wenn ich Sie laufen lasse, wie soll ich dann wissen, ob nicht irgendein Unschuldiger darunter leiden muß. Ob Sie nicht heute nacht oder morgen wieder jemand zusammenschlagen?"

Der Junge dachte wieder nach und kaute an seinen Fingernägeln. Schon wieder jemand, der ihn auf den rechten Weg zurückführen wollte! Jeder wollte ihn gleich bekehren. Seine Eltern hatten es versucht, seine Lehrer, sein Pfarrer und zuletzt ein paar Fürsorger und Jugendpfleger. Kaltschnäuzig hatte er sie alle angehört — und getan, was ihm paßte.

„Wenn ich Sie der Polizei übergebe", sagte Mrs. Grady finster, „dann kann das bös ausgehen für Sie. Ich nehme an, Sie sind vorbestraft."

„Ich habe mal Ärger gehabt", wich Tobin aus.

„Postdiebstahl! Eine üble Geschichte. Das könnte Sie für lange Zeit hinter Gitter bringen. Wie alt sind Sie eigentlich?"

„Neunzehn."

Betroffen wackelte sie mit dem Kopf. „Aber wenn ich Sie laufen lasse, dann müssen Unschuldige darunter leiden."

„Vielleicht wird niemand leiden", entgegnete er verschlagen.

„Woher weiß ich, ob Sie's ehrlich meinen?" fragte sie.

„Ich habe schon mal gesessen", sagte Tobin. „Ich will's Ihnen offen sagen: Das war alles andere als ein Vergnügen. Ich will wirklich nicht zurück in den Knast. Wenn ich wieder eingelocht werde, dann bin ich für immer im Eimer."

„Aha, das sehen Sie also ein!" triumphierte Mrs. Grady. „Sind Sie Manns genug, ein Versprechen auch zu halten?"

„Jawohl!"

„Versprechen Sie, sich zu bessern und ein ehrliches Leben zu führen?"

„Jawohl!" verkündete der junge Mann. „Sie haben recht. Ich sehe es ein. Sie fühlen doch, daß ich's ehrlich meine und wirklich anständig sein will in Zukunft."

Mit gerunzelter Stirn fixierte sie den Jungen. Sie war im Zwiespalt, was sie tun sollte. Wenn sie die Polizei rief, kam sie sicher in die Zeitung. Andererseits war es auch ein erhabenes Gefühl, einen Verbrecher zu bekehren.

„Nun, werden Sie die Polente rufen?" fragte Tobin ungeduldig.

Sie spitzte unentschlossen die Lippen. „Sie versprechen, nie wieder einen Menschen zu bestehlen oder zu bedrohen?"

„Aber sicher", gelobte er.

Mrs. Grady faltete die Hände. Sie war entzückt. „Sie erweisen sich selbst den größten Dienst", sagte sie feierlich. „Aber jetzt muß ich mich wieder um Ihren Fuß kümmern. Ist das Wasser abgekühlt? Ja? Dann werd' ich gleich neues heißmachen."

Sie verschwand mit der Schüssel in der Küche. Als sie außer Sicht war, stützte sich Tobin auf seine Arme und stieß sich von dem Sessel hoch.

Zu seiner unbeschreiblichen Erleichterung spürte er nur noch wenig Schmerz. Er probierte ein paar kleine Schritte und begutachtete sich dann als wieder hinreichend mobil.

Im Nu hatte er Strumpf und Schuh angezogen. Mit hastigen Fingern verknüpfte er die Schnürsenkel. Dann richtete er sich auf, und sein Blick wanderte gierig durchs Zimmer.

Fortsetzung auf Seite 77



Waagrecht: **1** Kaiserreich in NO-Afrika, **7** südöstlichster Staat in USA, **12** Orgelspieler, **17** Auerochse, **18** Nahrungsmittel, **19** finn. Dampfbad, **20** german. Volksstamm, **22** Sohn Isaaks, **24** Landstraße, **26** Zeitbegriff, **27** rechter Nebenfluß der Wolga, **29** Schmarotzer, **34** widersinnig, unvernünftig, **36** Aktiengesellschaft (Abk.), **37** Reichtum, Geld, **38** Aktentasche (Mz), **40** höchster Berg Griechenlands, **41** größter Breitenkreis, **43** radikale Partei der Französ. Revolution, **45** Sitz der Bundesregierung, **47** Korb zum Fischfang, **48** japan. Adel, **49** erbärmlich, nichtswürdig, **50** neuntägige kath. Andacht, **51** riffbildendes Blumentier des Meeres, **52** Tonkunst: Taktmesser, **53** Wacholderbranntwein, **54** Weste, **55** nordamerikan. Staatenverband (Abk.), **56** Ölfrucht, **58** Amtstracht, **61** Gedicht, Gesang, **63** Herrscher von Babylon, **64** Evangelist, **65** Held der griech.-röm. Sage, **66** arab. Vorbeter, **67** Trinkstube, **69** Mundtuch, **71** Hauptstadt von Kanada, **73** gehörlos, **74** in Form, höchstleistungsfähig, **75** Pelztier, **77** Nebenfluß der Donau, **79** Verneinung, **81** dürftig, ärmlich, **83** luftförm. Brennstoff, **85** gegorener Honigsaft, **87** Türvorhang, **88** uniformartige Dienerkleidung, **91** Hauptstadt der Ind. Union, **92** volkstüml. Bezeichn. für: Amerikaner, **93** Schwarzer, **95** Mündungsarm des Rheins, **97** kleinste Lebewesen, **99** synthet. Textilfaser, **101** witziger Einfall, **103** Erinnerung, Mahnruf, **105** Staatshaushaltsplan, **107** im Röm. Reich: Rat der Alten, **109** Regenbogenhaut im Auge, **110** Speisenfolge, **112** Wasserfahrzeug, **113** Sachbearbeiter, Berichterstatter, **115** im Jahre (latein.), **116** mittelamerikan. Papagei, **117** Zuruf an Zugtiere, **119** Spott, **121** Windstoß, **123** Gewaltherrschaft, **125** Vereinte Nationen (Abk.), **126** Kraftfahrzeug, **127** badische Bodenseeinsel, **130** an Kindesstatt annehmen, **137** chines. Segelschiff, **144** Heldenerzählung, **147** Hektoliter (Abk), **148** Nachtisch, **151** Uferwall, **152** Bund, Vereinigung, **154** Wappenkunde, **155** kochsalzhaltiges Wasser, **157** Luftwechsel, **159** Kunstfreund, freigebiger Gönner, **160** Wurfspieß, **161** Raubfisch, **162** kleinstes Teilchen, **164** Zuvogel (Mz), **166** hoch im Preis, **167** Geschäftsvermittler, -vertreter, **169** Bewegungslehre, **171** Stockwerk, **172** Sittenlehrer, -prediger, **173** geistl. Lied (Mz), **174** Insel und Hauptstadt an der Südspitze der hinterind. Halbinsel Malakka, **175** Stichwaffe, **176** Lattenzaun, **177** linkes Seitental der Etsch, **178** schmale Brücke, **179** Präsident der USA.

Senkrecht: **1** feuchte Flußniederung, **2** nordfranzös. Kriegshafen, **3** im Boxsport: Übungsball, **4** rechter Rheinnebenfluß, **5** griech. Insel, **6** griech. Buchstabe, **7** Hühnervogel, **8** Unwahrheiten, **9** eins (engl.), **10** böser Geist, **11** Zögling eines Priesterseminars, **12** Vorzeichen, Vorbedeutung, **13** Kobold, Zwerg, **14** Hauptstadt der Türkei, **15** ital. Hafenstadt, **16** Dreschplatz im Bauernhaus, **21** engl. Schulstadt, **23** finn. Name für Finnland, **25** Fisch, **26** Besitz, **28** Weinernte, **29** geograf. Punkt, **30** Leichtmetall, **31** größe Stadt der Niederlande, **32** altgriech. Stadt, **33** Rhein. Schiefergebirge, **34** Edelstein, **35** Bucht, **39** afghan. Münze, **42** griech. Liebesgott, **44** sibir. Strom, **46** japan. Brettspiel, **53** Halbinsel an der Südspitze Spaniens, **54** Halbinsel am Nordausgang der Dardanellen, **57** Strom in Norditalien, **59** Eierkuchen, **60** griech. Göttin der Morgenröte, **62** Kursunterschied, **63** Leitungsbahnen zwischen Gehirn und Körperteilen, **65** Adler, **67** weibl. Vorname, **68** Aussprache, **69** Tanz, **70** Residenzschloß der franz. Könige in Paris, **72** Behälter für Flüssigkeiten, **76** Herrenmantel, **78** nordnorweg. Hafenplatz, **80** ich (latein.), **82** selten, **84** Fortsetzung des Rhein. Schiefergebirges in NO-Frankreich, **85** gemahlenes Getreide, **86** Schande, **87** Grafschaft in SO-Schottland, **89** Nachahmung, **90** maßlos, **94** Vermessungsingenieur, **96** Backenbart (Mz), **98** Gipfel der Walliser Alpen, **100** nein (engl.), **102** größter südwestfranz. Fluß, **104** Bezeichnung, **106** jugoslaw. Staatspräsident, **108** ständ. Botschafter des Papstes, **111** Edelgas, **112** „Rotbart", Kaiser Friedrich I., **113** Feuerwerkskörper, **114** anständig, ehrlich, **118** Sitzmöbel, **120** derb, stämmig, **122** Pantherkatze, **124** Rundbeet, **126** Unterweltfluß der griech. Sage, **128** latein. Heldengedicht des Vergil, **129** flüssige Fette, **130** Bescheinigung, Gutachten, **131** männl. Kurzname, **132** Land und Stadt in Mittelamerika, **133** unermeßlich groß, **134** Bergmatte am Vierwaldstätter See, **135** Nebenfluß des Neckars, **136** herab, herunter, **138** Wissenschaft von der Zusammensetzung der Stoffe, **139** Fisch der Nordmeere, **140** alte Hauptstadt der Sumerer, **141** nicht weit, **142** techn. Vorrichtung zum Abdecken einer Öffnung, **143** männl. Kurzname, **144** Kartenspiel, **145** heißes alkohol. Getränk, **146** Kübel, **149** Kurzform für Sidonie, **150** wurmförmige Larven der Schmetterlinge, **153** Halbedelstein, **156** buddhist. Mönch, **158** weibl. Kurzname, **160** Bewirteter, **163** Wertloses, **165** metallhaltiges Gestein, **168** Halbton, **170** Kilogramm (Abk.), **171** Hausflur. (Qu = 1 Buchstabe.)

JUNGER MANN IN FREMDEM HAUSE

Fortsetzung von Seite 75

Er näherte sich einer altmodischen Kommode und öffnete die oberste Schublade. In einer Ecke lag eine flache Kassette.

Als er den Deckel aufklappte, lief ihm ein Schauer des Entzückens den Rücken entlang: Eine Menge Schmuck gleißte auf einem flachen Samtkissen!

Mit begehrlichem Griff riß Robin ein Armband mit großen und prächtigen Rubinen an sich und ließ es in seine Tasche gleiten. Dann raffte er den Rest des Schmucks zusammen.

Plötzlich hörte er hinter sich eine knarrende Diele. Er fuhr herum. Schreckensbleich, die Schüssel mit Wasser in kraftlos bebenden Händen, stand Mrs. Grady unter der Tür und starrte ihn an.

„Da staunen Sie, was?" sagte er kaltschnäuzig. Lose lag das schmale Messer in seiner Hand. Die blanke gebogene Klinge blinkte bedrohlich.

Mrs. Gradys Augen füllten sich mit einem Ausdruck traurigen Bedauerns. „Warum werfen Sie das gräßliche Ding nicht fort?" fragte sie bitter.

„Ich verdufte jetzt", sagte der junge Mann. „Ich möchte, daß alles glatt und ruhig verläuft. Also schlagen Sie keinen Krach! Ich warne Sie. Wenn Sie mich an die Polente verpfeifen, dann komme ich zurück und rechne ab."

Mit einem Sprung gewann er die Tür. Sie hörte, wie er die Treppe hinunterpolterte.

Wie betäubt stellte Mrs. Grady die Schüssel auf den Tisch und rannte zur Kommode. Die Kassette war leer.

Tobin trat hinaus in die stechende Vormittagssonne. So schnell er konnte, wetzte er die Straße hinunter und bog um die Ecke.

Da jedoch sein verstauchter Knöchel noch immer nicht recht mittun wollte, rannte er mit einem sichtlichen Hinken. Seine groteske Erscheinung fiel zwei Polizisten auf, die mit ihrem Streifenwagen die Runde machten.

Sofort gaben sie Gas und rasten ihm nach.

Zehn Minuten später hockte Tobin auf einer harten, unbequemen Bank im Polizeirevier 2.

„Das hier haben wir in seiner Tasche gefunden", sagte ein Beamter und schleuderte das Klappmesser auf den Tisch des Revierleiters. Dann machte der Polizist eine feierliche Miene und grinste zufrieden: „Und das hier hatte er in seiner anderen Tasche."

Sorgfältig ließ er eine ganze Handvoll Juwelen auf den Schreibtisch gleiten.

Der Revierleiter sprang mit einem Satz auf die Füße. "Donnerwetter!"

„Ich habe den Schmuck mit den Fahndungslisten verglichen", fuhr der Beamte fort. „Ein Teil davon gehört zu den Pretiosen, die die Hascombs seit ein paar Monaten vermissen. Und der Rest sieht ganz so aus, als stamme er von den anderen Diebstählen in Long Island, die bisher auch noch nicht aufgeklärt werden konnten."

Der Junge wand sich wie ein Aal. „Hören Sie mal, ich habe damit nichts zu tun. Ich habe kein einziges dieser Dinger gedreht. Ich weiß gar nicht, wo die Hascombs wohnen."

Die Beamten lächelten belustigt. „So so, mein Lieber", fragte der eine, „und wo hast du den Schmuck dann her?"

Tobin keuchte verzweifelt und verstummte. Er wußte, er saß hoffnungslos in der Falle.

Tischlein deck dich automatisch

In New York ist das erste vollautomatische Restaurant der Welt eröffnet worden. Zu Ehren des Astronauten John Glenn tauften es seine Besitzer auf den Namen „Orbit". Das heißt: Kreisbahn um die Erde. Kellner gibt es in diesem Lokal nicht. Die Gäste werden von Automaten bedient. Auf der Speisekarte stehen über 150 Gerichte. Vom Beefsteak bis zum Frankfurter Würstchen, vom Salamibrot bis zum Eiersalat kann man alles haben. Wer beispielsweise Truthahn essen möchte, steckt sein Geld in den Automaten „Warme Speisen" und bekommt den Hahn in einer Minute tafelfertig serviert. Niemand braucht mehr zu warten, niemand mehr Trinkgeld zu geben. Im „Orbit" sorgt die Technik für das Wohlergehen der Gäste.



Rindsbraten vom Automaten

Fruchtcocktail für eine Mark läßt sich Joyce von einem der vier Automaten servieren, die für die Desserts zuständig sind. Wenn Joyce einmal kein Kleingeld haben sollte, kann sie trotzdem im „Orbit" essen gehen. Der Automat an der Eingangstür wechselt sogar Fünf-Dollar-Noten.



Nachschub für den Automaten. Die Fertiggerichte werden vereist von der Fabrik geliefert. Das Küchenpersonal im „Orbit" taut sie auf und erhitzt sie anschließend. Dann erst kommen die Speisen in die Automaten, wo sie bis zu fünf Stunden ihren Geschmack behalten.

(links). Joan ißt Truthahn mit Erbsen und Kartoffelbrei, und Joyce (rechts) verspeist ein mexikanisches Gericht, bestehend aus gehacktem Rindfleisch, Reis und Bohnensalat.



Die Fertiggerichte ersparen auch der Hausfrau viel Zeit und Arbeit. Sie liegen in einer dreiteiligen Aluminiumschale und sind mit einer Aluminiumfolie zugedeckt. Die Hausfrau schiebt das Gericht in die Bratröhre und nimmt es nach 25 Minuten wieder heraus. Dann entfernt sie die Aluminiumfolie – und die Mahlzeit kann beginnen.



Das Restaurant von morgen ist von früh bis spät überfüllt. In großen Scharen strömen die Amerikaner zu Tisch und lassen sich von den Automaten bedienen. Es geht nicht nur schnell, es ist auch billig. Ein Beefsteak mit Salat kostet 95 Cent (3.80 DM). Für einen Kaffee zahlt man 40 Pfennig und für ein Glas Orangensaft 60 Pfennig. Und wenn man seinen kalten Sandwich plötzlich doch lieber warm essen möchte, läßt man ihn zwei Sekunden lang infrarot „bestrahlen". In den Vereinigten Staaten hat die Technik die Küche erobert. Wann wird sie es in Deutschland tun? Wann werden bei uns die Automaten das Bedienungspersonal entlasten?

Tempo, Leben, Aktivität

... das ist Deutschland!



12 Stück
DM 1,–

Ein neuer, herzhafter Rauchgenuss für Menschen unserer Zeit ... das ist Gelten

Überall in Deutschland gewinnt Gelten neue Freunde. Die TABAK AUSLESE ist das Geheimnis der Gelten und ihres vollen Tabakgeschmacks. Süßer Virginia, edler Orient und sonnengereifter Burley-Tabak – veredelt durch ein Spezialverfahren – diese TABAK AUSLESE garantiert, daß Filterraucher voll den Tabak schmecken. Probieren Sie Gelten, diesen neuen, herzhaften Rauchgenuß.

Gelten lässt Sie voll den Tabak schmecken